

Maria
Janitschek

Kreuzfahrer


Maria Janitschek

Kreuzfahrer

ngiyaw eBooks unterliegen dem Copyright, außer für die Teile, die public domain sind.

Dieses ebook (pdf) darf für kommerzielle oder teil-kommerzielle Zwecke weder neu veröffentlicht, kopiert, gespeichert, angepriesen, übermittelt, gedruckt, öffentlich zur Schau gestellt, verteilt, noch irgendwie anders verwendet werden ohne unsere ausdrückliche, vorherige schriftliche Genehmigung. Eine gänzlich nicht-kommerzielle Verwendung ist jedoch gestattet, solange das ebook (pdf) unverändert bleibt.

ngiyaw eBooks werden Ihnen *as-is* ohne irgendwelche Garantien und Gewährleistungen angeboten.

© 2007 Peter M. Sporer für  *ngiyaw* eBooks.
Földvári u. 18, H - 5093 Vezseny (ebooks@ngiyaw-ebooks.com).

Am Ziel

1.

Ihm war, als ginge er mitten unter den Sternen. Alles strahlte und leuchtete um ihn. Seine Füße glichen zwei Tänzern; sie trugen ihn dahin, ohne daß sein Gedanke sie lenkte.

Als er seine Doktorprüfung bestanden hatte, natürlich glänzend, sagte die Mutter: »Nun Albin thue dir etwas recht Gutes an. Mach eine schöne Reise, oder kaufe dir den Soliman, den du dir schon längst gewünscht hast.«

Er lachte. »Aber Mamachen, warum eine Morgengabe? Ich habe weder etwas Wichtiges hinter mir, noch erwarten mich bedeutsame Ereignisse. Mein ganzes Leben bis jetzt war ein froher leichter Tag, und ich würde mich sehr irren, wenn dies bei der Veranlagung meiner Natur anders werden sollte. Das Pferd oder die Reise würden mich nicht glücklicher machen.«

»Du wünschst dir also gar nichts auf der Welt? Seliges Kind!« sagte die Mutter. Er fuhr sich durch den braunen Haarschopf und sah zu Boden. Dann machte er sich aus ihren Armen los. »Das Leben ist herrlich und weshalb an einer Schönheit herumwälzeln, daß sie so und nicht anders ist.«

»Ach Kind« – die schönen Augen der Mutter suchten sehnsüchtig die Ferne – »gar so herrlich ist das Leben in der That nun doch nicht. Es bleibt uns immer eine Menge schuldig. Es –«

»Wäre es *dir* etwas schuldig geblieben?« Seine dunkelgrauen Augen versenkten sich fragend in die ihren.

»O ja, trotzdem ich sehr glücklich war und auch bin. Einmal, später, werde ich dir viel erzählen.«

»Bis ich älter geworden bin, gelt?« sagte er scherzend.

Sie hörte es nicht. Sie blickte noch immer ins Weite. »Weißt du, eigentlich sind wir alle Kreuzfahrer. Unser letztes Ziel ist schließlich nichts anderes als ein heiliges Grab. Das ist alles.« Sie lächelte ihn voll unendlicher Liebe an, warf ihm eine Kußhand zu und ging aus dem Zimmer.

Er sah ihr nach. Ein heiliges Grab? Dann schüttelte er die Locken und eilte hinab, hinaus ins Freie.

Die Sonne war im Untergehen und der Himmel brannte wie die Wangen eines Glücklichen, dem eben von seinem Liebchen ein Stelldichein bewilligt worden ist. Albin ging weit bis vor die Stadt, wo die Auen begannen. Er dachte über vieles nach, auch darüber, daß es unrichtig war, als er die Mutter hatte glauben machen, daß er keinen Wunsch mehr habe. O, er hatte wohl einen Wunsch. Aber den konnte er ihr aus leichtbegreiflichen Gründen nicht anvertrauen. Er sehnte sich nach einem Zweiten. Wenn der Quell voll ist und übersprudelt, sucht er den Erdboden, um ihm seine silberne Flut zu schenken. Albin wünschte sich einen Freund. Keinen Studenten, denn er selbst war Student; keinen Künstler, denn die Natur hatte ihm selbst die Augen des Künstlers gegeben; keinen Pedanten und keinen Genüßling, ach, er wußte es selbst nicht, wie der beschaffen sein sollte, an dessen Schulter er sein stolzes Jünglingshaupt lehnen wollte. Er mußte anders sein als er selbst, und doch wieder ganz er, nur reifer, geschlossener in seiner Weltanschauung, herber, härter in den Linien seines Charakters. War es die Sehnsucht nach Ergänzung? Weil er so reich war, drängte es ihn nach den Erzschatzen eines Reicherer als er selbst war.

An das Weib hatte Albin in seiner Sehnsucht nie gedacht. Und das war auch der Grund, weshalb er der Mutter von seinem Wunsche schweigen mußte.

Um das Wesen des Weibes verstehen zu lernen, schien es ihm nur zwei Wege zu geben. Entweder der Mann wird selbst zum Weibe, oder das Weib paßt sich ihm an und wird männlich. Das erste

wollte er nicht, und vor Frauen der letzteren Gattung empfand er Schauer. Blieb aber die Frau in ihren Grenzen und der Mann in den seinigen, dann dünkte ihm ein Verständnis zwischen beiden unmöglich zu sein. So erschien ihm die Frau wie ein schöner, fremdartiger Zaubergarten hinter hohen Mauern, über die es besser war nicht hinüber zu schauen. Er kannte nur zwei Frauen. Seine Mutter und seine Schwester. Er liebte beide mit tiefer Zärtlichkeit, wie man den Sternenhimmel mit seinen fremden Wunderwelten, wie man die Stimmungen des Frühlings liebt, die immer überraschen, aber nie zu berechnen sind; vielleicht wie man Gott liebt, der uns Gutes thut, den wir den Herrlichen und Großen nennen, obgleich niemals die Wolken uns seine Schläfe enthüllt haben. Die Frau war eben etwas ganz anderes als der Mann.

Nachdem Albin mehrere Stunden umhergegangen war und sein Herz allerlei Möglichkeiten erwogen hatte, wie er zu dem inbrünstig ersehnten Freund gelangen könnte, schien es ihm am rätlichsten zu sein, zwar nicht wie die gute Mutter gemeint hatte, eine Lustreise zu machen, um irgend ein Luxusbad zu besuchen, sondern fortzureisen mit wenig Gepäck und ohne jeglichen Prunk, um die Welt kennen zu lernen und den Zweiten zu finden. Er weihte die Mutter in den Plan seiner Reise ein, ohne ihr deren Zweck mitzutheilen. Er erbat sich für unbestimmte Zeit Urlaub, der ihm auch freudig gewährt wurde. Er versprach Mutter und Schwester Seidenstoffe aus Indien, kostbare Felle aus Sibirien und die buntfarbigsten Vögel aus Südamerika mitzubringen. Seiner Schwester versprach er überdies noch ein Negermädchen, das bei ihr Zofendienste verrichten sollte. Dann küßte er seiner Mutter die treuen, in Thränen schimmernden Augen, der Schwester jedes Fingerchen, wie er es schon als Knabe gethan hatte, und reiste ab.

Als er die Stadt hinter sich hatte, schalt er sich einen schlechten, undankbaren Menschen. Anstatt Herzweh über die Trennung von seinen Liebsten zu empfinden, fühlte er sich ordentlich wohl

und befreit. Er hatte die Kinderschuhe bei Mutter und Schwester stehen lassen und warf sich jetzt gleichsam mit nackter Brust dem Leben entgegen.

Gieb mir den Zweiten, du reiches Leben, betete es in ihm, während fremde, im Frühlingsglanz liegende Orte und Landschaften an ihm vorbeiflogen.

2.

Er verbrauchte furchtbar viel Geld, der gute Albin. Er nützte die Anweisungen seiner Mutter auf alle bekannten Bankhäuser in den Städten, durch die er kam, gewissenhaft aus. Er lebte wie ein Fürst, um Fürsten kennen zu lernen. Er lernte sie auch kennen.

Eines Tages entließ er seinen Kammerdiener, gab seinen Marstall, seine Nacht auf. »Weißt du, jetzt werde ich viel weniger Geld verbrauchen« schrieb er an seine Mutter. »Verbrauche so viel du willst« antwortete sie. »Nur eins verbrauche nicht: dich selbst. Und daß du dies nicht thust, dessen bin ich ja sicher.« Er wurde bürgerlicher. Er sah sich in den Reihen der Leute um, die durch ihren Erfindungsgeist oder ihr Spekulationsgenie reich geworden waren. Er gehörte zu den ständigen Gästen Newports, wo die Vanderbilts ihre Sommervillen haben, und schloß mit den Söhnen einiger Geldkönige Amerikas Bekanntschaft. Eines Tages entdeckte er an sich eine andauernde Appetitlosigkeit und schiffte sich nach Indien ein, um bei Reis und magerer Kost wieder seinen Magen in Ordnung zu bringen. Er streifte in alten Tempelruinen umher und schloß mit schweigsamen Priestern Freundschaft. Er badete im Ganges und ließ sich in die Sprache des Windes und der Blumen einweihen. Nach einiger Zeit überkam ihn eine unsägliche Traurigkeit. Er durchreiste weite Strecken und verbarg sich in einem sibirischen Hirtenzelt. Hier lebte er monatelang von

Pferdemilch und studierte die Sprache des halbwilden Stammes, bei dem er lebte. Die Mutter zu Hause verging vor Angst um ihn, weil er die längste Zeit nichts mehr von sich hören ließ. Dann einmal kam ein fröhlicher Brief. Durch wunderliche Launen und Stimmungen – *sie* konnte es ja nicht anders auffassen, weil ihr die tiefere Ursache unbekannt war – hatte er sich plötzlich nach Helsingfors treiben lassen und schwärmte von der Sonne, die dort in den Sommertagen nicht unterging. Sie schrieb bekümmert zurück: »Willst du nun endlich nicht an die Rückkehr denken?« Er, tausende von Meilen von ihr entfernt, schüttelte das Haupt zu ihrer Frage. Noch konnte er nicht zurück. Noch nicht. Der Ersehnte, dem er nachging, verbarg sich hartnäckig vor ihm. Albin streckte voll Ungeduld die Arme nach ihm aus. Bruder, wo bist du? Geliebter du, lege endlich deine Hand in die meine, daß ich zufrieden werde. Gieb mir dein Eisen, deine Schärfe, deine Gewalt! Die Schönheit, den Rausch, das Mitleid, die Gnade habe ich selbst. O, wo bist du denn, Unerbittlicher, daß ich dich finde? Und Albin verließ mit Augen traurig wie die einer Waise die Sonnennächte von Helsingfors, zog über Spanien nach der Provence und mietete ein Häuschen, das mitten in Weingärten stand. Schwalben und andere Vögel kamen an sein Fenster und zwitscherten ihm ihre Erlebnisse zu. Er aber sagte: Was sollt ihr mir? Ich suche ein ganz Anderes. Und das Meer mit seinem tiefen Gesang pochte an seine Seele. Er verschloß sich der Melodie. Er wollte nichts Lautes. Der, den er suchte, war still und würde ihn, ohne auch nur ein Wort zu wechseln, gleich erkennen und ihm die Hand reichen.

Eines Abends packte er seine Sachen zusammen und reiste nach Havre. Er wollte sich dort einschiffen. Er wußte noch nicht genau, wohin. Er war furchtbar müde. Aber er wollte nicht rasten, bevor er gefunden hatte, was er suchte. Als er im Hafen durch die vielen Menschen schritt, dachte er bei sich: Und unter euch Allen, unter den vielen, vielen Tausenden, die an mir vorüberzogen, wäre

kein Einziger, der mein Zweiter ist? Seine Augen füllten sich mit Thränen. Wenn er sich nicht geschämt hätte, er würde sich am liebsten mitten auf der Straße niedergesetzt und geweint haben. Wohin sollte er nun, er, der so müde war, daß er kaum seine Füße fortbewegen konnte?

Bevor er sich seine weiteren Reisepläne klarlegte – in den nächsten Stunden ging überhaupt kein Schiff ab – trat er in den Saal eines Gasthofs.

»Sie wünschen ein Zimmer, mein Herr?« fragte der Kellner.

»Nein, kein Zimmer, ich möchte bloß bis zur Abfahrt des Dampfers nach – nach –« er stotterte verlegen den Namen einer Station – »ich möchte bloß ein Abendessen.«

»Sehr wohl.«

Man brachte Wein- und Speisekarten herbei, und eine Schaar Kellner tänzelte geschäftig um den Gast herum. Es war ein sehr elegantes Hotel. Weiße Fluten elektrischen Lichtes erhellten den weiten Speisesaal mit seinen flimmernden Spiegelwänden.

Als man Albin serviert und verschiedene Schüsseln aufgetragen hatte, trank er sein Glas leer und sah auf. Im Spiegel gegenüber erblickte er das Bild eines Mannes, der in träumerischer Stellung dasaß. Das Leben, eine mächtige Leidenschaft, oder vielleicht irgend eine übergewaltige Sehnsucht mochten ihn so versengt haben. In dem hageren, eingefallenen Gesichte, aus dem nichts anderes mehr, als ein cäsarischer Wille sprach, war alle Anmut erstorben. Die tief in die Höhlen gesunkenen Augen leuchteten hervor wie ewige Lampen, die ein Heiligtum behüten. –

Albin ergriff eine wunderliche Bewegung. Wer war dieser Fremde, der ihm doch so wohlbekannt erschien? Das Herz zitterte ihm in der Brust ... Also *das* wäre das Ergebnis seines ganzen ruhe- und rastlosen Suchens gewesen? Das!? Diesen, der da saß und ihm müde zulächelte, hatte er gefunden, keinen sonst? ... *sich selbst*, keinen sonst? ...

Aber du bist hager und häßlich geworden, dachte er, und dein Gesicht ist voll Furchen.

Man kommt nicht glatt zum Ziele, schien die Blässe seines Gegenüber zu antworten. Staub haftet an meinen Füßen, die Sonne hat meinen Leib ausgedorrt, die Sehnsucht mich so lange mit ihren brennenden Lippen berührt, bis mein Haar ausfiel. Meine Augenlider sind welk von tausend unterdrückten Thränen; ich bin nicht herrlich, ich bin ein Mensch, der weither zu seinem Ziel gepilgert ist.

Und hast du es erreicht?

Ja, antwortete die erzene Stirne mit den tiefen Furchen. Albin bedeckte die Wunden dieser Stirne mit den zitternden Händen.

Ich also – ich selbst bin der Zweite, und keinen andern gabs für mich. – – –

Er fühlte eine heftige Erschütterung durch seinen Leib gehen. Wie im Traum sank sein Haupt auf die Kante des Tisches. Er hörte Stimmen um sich schwirren und meinte, das Schiff wolle abgehen. Aber ich brauch es ja nicht mehr, durchzuckte es ihn. Das Herz kann nun Hochzeit halten. Der Zweite ist einig mit ihm geworden. – – –

Mehrere Hände machten sich an ihm zu schaffen.

»Ist Ihnen unwohl, mein Herr?« »Soll man nach einem Arzt schicken?« »Er giebt keine Antwort« riefen die Kellner.

»Ich glaube, der wird nie wieder eine geben« sagte der herbeigeeilte Direktor. – – –

Stummer Kampf

1.

Die Andern waren schon versammelt, als Thorwalts mächtige Gestalt unter der Thür erschien. Er bot ihnen seinen Gruß und nahm am Kopfende des Tisches Platz. Die Andern ließen sich ebenfalls nieder. Dann begann man zu essen. Der Stuhl zur Rechten des Greises war unbesetzt. Links von ihm saß eine wie aus grobem Eisen gehärtete Gestalt, sein Sohn Ulf, diesem gegenüber dessen Gattin, ein starkknochiges Bauernweib mit herbem, verschwiegenem Gesicht. Neben sich hatte sie ihre beiden Töchter. Die Reihe der Mägde eröffnete ein ganz junges Dirnlein. Gegenüber saßen Ulfs Knaben und die Knechte.

Es wurde wenig beim Mahle gesprochen und das Wenige mit leiser, flüsternder Stimme. Die weite, gewölbte, fast hallenartige Stube, in deren Hintergrund das Feuer auf einem riesigen Herde flackerte, besaß nicht das geringste Schmuck- oder Zierstück. Die braungeräucherten Wände waren kahl, das kleine Fenster, das auf das grünliche Wogenspiel der See hinaussah, war ohne Vorhang. Nur Tisch und Stühle und ein mächtiger Schrank befanden sich in dem Raume, der sein Licht hauptsächlich von dem großen Feuer auf dem Herde erhielt. Von draußen ließ sich das Pfeifen des Windes vernehmen.

»Hast du die Boote festlegen lassen?« fragte der Alte. »Es wird eine unruhige Nacht geben.«

»Ja, Vater, die Boote sind festgelegt.« Der Sohn schob den Löffel zurück.

»Die Gerste in der Scheune untergebracht?«

»Ja, sie ist in der Scheune untergebracht.«

»Hat Lomblad die Bretter geschickt?«

»Nein.«

»Weshalb nicht, da ich sie doch bestellt habe?«

»Der Junge war nicht anwesend und der Alte –«

»Was?«

»Der schien nicht genau von der Bestellung unterrichtet zu sein oder sich nicht zu getrauen –«

Die Brauen Thorwalts wulsteten sich.

»Du sprichst unklar. Wann würde sich ein Vater vor seinem Sohne etwas nicht zu thun getrauen? Du? –«

»Ich wollte nur –«

»Laß mich ausreden. Du setzest den Alten herab. Der Vater ist Herr und Meister seiner Familie. Deshalb ist ihm gestattet, sich einem oder dem andern Geschäfte zu entziehen, zu dem er vielleicht weder Freude noch Nötigung in sich fühlt. So wird es auch bei Lomblad der Fall sein.«

»Ich wollte den Vater nicht als schwach hinstellen, eher vielleicht der Handlungsweise des Sohnes tadelnd erwähnen.«

»Das wäre nicht klug gethan. Die Voraussetzung, daß der Vater ein Schwächling sei, müßte trotzdem vorhanden sein. Und die wäre ein Unrecht. Bin ich nicht dein unumschränkter Herr, so wie du der deiner Kinder bist?«

»Vater, darf ich dir noch etwas Bier einschenken?« fragte Ulfs Frau leise. Ihre Hände zitterten, wie sie vor ihn hintretend den Krug aufhob.

»Nein, ich danke Dir.«

Unsichern Schrittes ging sie auf ihren Platz zurück. Das Gesinde unten am Tische saß regungslos da und wagte nicht die Wimpern zu erheben.

Der Alte ließ seine Blicke langsam über die Anwesenden gleiten, Blicke, aus denen der Glaube an die Macht der eigenen Autorität sprach. »Gott, dann Ich!« war es in dem uralten Eichengiebel des

Hauses eingeritzt zu lesen. Und der Mann mit der niedern, harten Stirn und dem halbversteckten Feuer im Blick war der Sohn dieses Alten, dem er alles verdankte, der ihm das Weib in die Kammer geführt hatte und seinen Kindern Gottes rauchenden Zorn im Gewitter zeigte.

Eine schwüle Pause war eingetreten. Keiner wagte zu sprechen. Selbst die Kleinen senkten die Köpfe, denn sie kannten die Strenge des Mannes oben am Tische. Da ists, als ob eine Lerche hereinschwirrte und plötzlich zu jubilieren begänne.

»Vater, weshalb steht der leere Stuhl neben deinem Platze? Wer saß dort? Wann kehrt er wieder?«

Ein Schrecken faßt die Andern. Die kecke Voreiligkeit! Die junge Dirne, die neben den Kindern sitzt, hat den Mund geöffnet. Die braunen Augen unter den feinen dunklen Bogen blitzen vor Lebenslust. Um den rosigen Mund spielt ein Schalklächeln.

Der Alte blickt sie an, wie er etwa ein Insekt oder eine Blume angesehen hätte, die der Wind auf seinen Rockärmel geweht hat. Wird er erzürnen über ihre Weise? Nein, er ergrimmt nicht. Er lehnt sich zurück und richtet die mächtigen Augen auf sie.

»Hier ist der Brauch, erst zu reden, wenn man gefragt wird, verstehst du? Aber du bist erst einen Tag hier und kennst unsere Sitten noch nicht, so will ich dich heute entschuldigen. Dieser Stuhl da ist der meiner Frau. Sie ist vor zwei Wochen gestorben. Er soll zu ihrem Andenken noch stehen bleiben.«

»Habt Ihr sie sehr lieb gehabt?« zwitscherts wieder von unten.

Ulf wirft einen erschreckten Blick auf die Fragerin. Ihre Augen begegnen mit strahlender Wärme den seinen.

Der Alte oben am Tische streicht sich durch den weißen Bart. »Sie war ein braves Weib. Kein Tag ging ihr nutzlos vorüber. Sie hat Gott gefürchtet und ihre Kinder in seiner Zucht erzogen. Sie war mir eine gehorsame Gefährtin. Selbst als ihr jüngster Bruder, dein Vater, ihr den Kummer bereitete, in ein fremdes Land zu ziehen

und sich eine Frau aus fremdem Blute zu nehmen, verlor sie nicht ihre Ruhe.«

»Ach, wenn er noch lebte, der gute Vater! Er war so lieb und schön. An Mutter erinnere ich mich gar nicht. Sie starb, als ich noch ganz klein war.«

»Ein Glück.« Hat es jemand geflüstert? Die Anwesenden sehen einander betroffen an.

»Und der Vater lehrte mich eure Sprache. Ich konnte mich mit den andern Kindern fast gar nicht unterhalten, die nur italienisch reden. Wenn der Vater auf Fischfang hinauszog – Du, warum ist denn euer Meer so häßlich graugrün?« wandte sie sich plötzlich an Ulf; der Alte schien ihr zu weit zu sitzen. »Das unsere ist ganz, ganz blau und so lind. Du meinst, in lauter weiche Blumenblätter zu sinken, wenn du in seine Wasser tauchst; du das ist dir schön! Und am Abend, wenn man hinaussegelt, die großen Sterne, die spiegeln sich wieder in der Flut, und dann hast du zwei Himmel, den einen oben und den andern unter dir, und weiche Mandolinenklänge klingen vom Ufer herüber und lassen dich glauben, du hörtest die leisen Stimmen der Engel. Dann kommt wohl einer oder der andre im Nachen dir nach, bindet sein Schiffein an deines, steigt zu dir herüber, legt den Arm um dich und flüstert dir etwas Liebes ins Ohr. Und bunte Lämpchen zünden sie an und essen bei ihrem Rosenschein Konfetto, und schenken einander Blumen und Küsse ...«

»Wie alt bist du, Dirne?« klang es vom Kopfende des Tisches herab.

»Sechzehn, Väterchen.«

Ulf hatte den Arm auf den Tisch gestützt, das Haupt darauf gelehnt und starrte mit großen Augen auf das schwatzende Mägdlein.

»Und du hast wirklich niemanden in Spezia? Hat denn deine Mutter keine Verwandten gehabt?«

»Nein, niemanden. Deshalb sagte mein Vater, bevor er starb: Unten an der nordischen Küste, sagte er, bei Thorwaltshavn, lebt meine Schwester. Geh zu ihr, sie wird dich aufnehmen. Hier will ich dich nicht allein wissen, sagte er. Ich verkaufte alles, was wir besaßen, als er tot war, und kam hierher. O, er war so süß! Keinmal kam er nach Hause, ohne mich an seine Brust zu ziehen und zu küssen. Wir hatten einander schrecklich lieb.«

Wieder das fremdartige Wort!

Die grobknochige Frau mit den herben Zügen senkte den Kopf tiefer auf ihren Teller. Die Kinder öffneten die Lippen zu einer leisen Frage an ihren Vater, verstummten aber erschreckt bei seinem Anblick. Seine Augen hingen an den roten Lippen des Mädchens mit einem Ausdruck, der ganz fremd an ihm war.

»Ich werde nun wohl immer bei euch bleiben. Aber ihr sollt euch freuen an mir. Vater hat mich die Mandoline spielen gelehrt und singen kann ich auch, auch tanzen.«

Sie sprang auf, nahm ihren ärmlichen Rock zierlich zwischen die Fingerspitzen und begann sich im Kreise zu drehen. Aller Augen hingen wie gebannt an ihr.

Da knarrte der Stuhl oben am Tische.

Der Hausherr hatte sich erhoben.

Seine Gestalt schien noch größer und mächtiger als sonst zu sein.

»Führt die Kleine auf ihre Schlafstelle. Der Schluck Bier, den sie trank, ist ihr in den Kopf gestiegen.«

Eine Magd trat heran und gab ihr einen Wink. Sie legte die Finger an die Lippen, warf den Anwesenden eine Kußhand hin, lächelte alle an und folgte der Voranschreitenden. Die Dienstboten erhoben sich, ebenso die Andern.

Nur Ulf blieb sitzen und starrte auf ihren Stuhl hinüber. Plötzlich legte sich eine Hand auf seine Schulter. Er sprang auf. Sein Vater stand mit unbeweglichem Gesichte vor ihm und sah ihn an.

»Mir ist, als hätt ich geträumt« stotterte der Sohn.

Seine Frau und seine Kinder waren demütig hinter seinem Stuhl versammelt, damit er ihren Gutenachtgruß erwidere. Er murmelte etwas zwischen den Zähnen. Der Blick des Alten, der wie eine Flamme auf ihm ruhte, raubte ihm fast die Besinnung.

Da, als die Andern im Fortgehen waren, trat sein ältester Bube nochmals vor ihn.

»Vater!«

»Was willst du?«

»Ich glaube – ich weiß nicht – ich fürchte mich vor der Nacht.«

»Was hast du gethan?« fragte Ulf finster.

»Ich spielte in dem Felsen am Strande, da –« Der Junge stockte.

»Rede die Wahrheit« sagte Thorwalt und legte seine Hand auf den blonden Kopf des Knaben.

»Da sah ich ein Ei in einem verlassenen Nest. Ich legte es der Schwalbenmutter unter. Sie brütete es aus. Ein kleiner, fremder Vogel ist aus dem Ei gekrochen. Aber seither zanken sich die Alten immer und flattern umher, anstatt bei den Jungen zu bleiben. Sie werden allesamt erfrieren müssen. Ich hör' ununterbrochen –«

»Was denn, was hörst du denn?«

»Ihr trauriges Zwitschern. Selbst in der Nacht. Gestern kroch ich zu Radulph aufs Lager und schwatzte mit ihm, um die ängstlichen Laute nicht zu hören. Was soll ich thun? sie werden allesamt zugrundegehen.«

Ulf starrte wie geistesabwesend auf den Platz gegenüber am Tische.

Der Alte sagte: »Nimm den fremden Vogel aus dem Neste.«

»Dann stirbt er aber, denn er kann noch nicht fliegen.«

»Laß ihn sterben.«

»Nein!« schrie Ulf wie erwachend auf, »nein, er soll nicht sterben!«

Aus des Greises Augen flammte ein Blitz.

»Geh fort, Bube!« rief er dem Jungen zu.

Dann standen die beiden Männer einander gegenüber. Sie sahen sich in die Augen. Ulf legte die Hand über die seinen. — — —

Als er aufblickte, war der Alte verschwunden. Er stand allein in der weiten Stube.

Die Flammen auf dem Herde brannten nicht aufwärts, sondern schlugen zur Seite wie in irrer Flucht. — —

2.

Andern Tages gegen Abend.

Vor dem kleinen Fenster bäumt sich ein grünliches Gespenst und winkt und droht mit huschenden Händen. Die See ist in unheimlicher Erregung. In der braunen Stube sitzen die Leute am langen Tische und verzehren schweigend ihr Nachtmahl. Das Herdfeuer wirft ungewisse Lichter um sich. Bald lohts durch den Raum wie sinkender Sonnenschein, bald hüllt Dämmerung alles in fahle Schatten, bald ruht auf des Einen oder Andern Haupt ein flimmernder Glanz. Sie schweigen und essen, wie sie gestern und vorgestern thaten. Oben am Kopfbende sitzt der Alte, wie er vor fünfzig Jahren schon saß, mit unbeweglichem, steinernem Gesicht, in dem nur die Augen zu leben scheinen, ein unergründliches, von niemand verstandenes Leben.

Drei Stühle am Tische sind leer: der der Toten, Ulfs Stuhl und jener der jungen Dirne.

Der Greis sieht die Leute entlang.

»Wo ist Ulf?«

»Er ist vor etlichen Stunden mit seinem Netze hinausgerudert, Vater.«

»War er allein?«

»Nein, Vater, deiner Frau Bruderkind war mit ihm.«

Das grobknochige Weib mit dem herben, demütigen Gesichte neigt sich wieder über den Teller. Der Greis schweigt und streicht langsam durch seinen niederwallenden Bart. »Weshalb ging die Dirne mit ihm?«

Die Frau weiß keine Antwort zu geben, aber ihr jüngster Bub weiß eine.

»Sie mochte Thora nicht zur Hand sein, sondern tanzte und sang draußen umher. Gegen Mittag kam Svend vom Bernsteinhof herüber. Was habt ihr für ein Tiriliren im Hause? fragte er. Ists ein Vogel oder eine Flöte, die da singt? Keins von beiden, sondern meiner Großmutter Bruderkind ist, das da singt, sagte ich und deutete auf sie. Sie kam eben herbei. Vater folgte ihr. Er hob die Faust auf, sie aber fiel ihm in den Arm und bettelte, daß er ihr nichts zu Leid thue. Sie fuhr mit der Hand über seine Wange und lächelte ihn an. Da wurde er ganz still. Svend ging ins Haus. Mein Vater sagte: Die Wellen können aber doch lauter singen als du. Mir kam vor, er hätte aus dem Keller heraufgesprochen, weil es so tief klang. Aber er stand neben ihr. Da rief sie: Das möchte ich versuchen. Ich muß hinausfahren, sagte er hierauf und ging vor das Haus. Sie bat: Nimm mich mit! Er antwortete nicht, hob sie aber ins Boot und ruderte hinaus.«

Es ist totenstill, als der Knabe ausgesprochen hat. Vom Herde kommt ein geheimnisvolles Raunen und Flüstern, und der Wind schlägt ans Fenster.

Da dröhnt es draußen im Flur wie von schweren, schlürfenden Tritten.

»Ulf« murmelt der Greis. Niemand wagt aufzustehen, obgleich sie ihr Essen beendet haben. Eine lange Pause.

Die Schritte sind verstummt, alles bleibt still draußen.

»Ulf!« ruft der Alte mit mächtiger Stimme. Keine Antwort. »Hole deinen Vater!« Der älteste Knabe erhebt sich gehorsam und eilt hinaus. Er kehrt nicht wieder. Und nun stehen alle zugleich

auf, wie unter einer plötzlichen Eingebung. Ohne ein Wort zu wechseln, treten sie hinaus, zuletzt mit gesenktem Kopf die Mutter der Kinder. Nur Thorwalt bleibt bewegungslos auf seinem Platze sitzen.

Von draußen dringt geheimnisvolles Flüstern herein, als ob keiner wagte, laut zu sprechen. Dann öffnet sich schwerfällig die Thür. Ulf tritt herein.

Seine Kleider tropfen; sein Gesicht ist weiß wie der Schaum auf den Wogen draußen. Er bleibt beim Eingang stehen, ohne die Kraft oder den Muth zu finden, näherzutreten.

»Wo ist die Dirne?«

»Das Boot ist gekentert; sie ist ertrunken.«

Aus dem schneeweißen Gesicht richten sich zwei starre, brennende Augen in die des Alten.

Der entgegnet nichts, streicht sich durch den Bart und schreitet langsam hinaus.

Ulf ist allein. Seine Blicke suchen einen Stuhl am Tische, dann schleppt er sich vor den Herd und blickt in die Flammen. Sie steigen ruhig und kerzengrade empor.

Klare Rechnung

»Wenn du stiehlest, mein Sohn, stiehl mit Bedacht. Es hat schon manch Einen gegeben, der einen Tabakbeutel einsteckte, indessen daneben die fetteste Sau grunzte. Verliere nie deine Ruhe. Stehlen ist ein Geschäft wie ein andres, es kommt nur darauf an, wies gemacht wird. Hauptsache ist Courage und Kaltblütigkeit. Anfänger ziehen die Nacht vor, ich rate dir, den Tag zu wählen. Am helllichten Tag, wenn die vor dir ausspeienden Bauern dir begegnen, dann ist die beste Zeit, einen Schafpelz, der draußen zum Trocknen hängt, oder ein Paar Csizmen mitzunehmen. Den Schafpelz hänge gleich um, die Stiefel zieh an, so entgehst du am ehesten dem Verdacht. Und dann nur langsam vorwärts gegangen. Ist eine Schenke am Wege, tritt ein, ein Schluck Badacsonyer, mit der Wirtin aus einem Glas getrunken, kann nicht schaden. Begegnet dir der Pfarrer, küß' ihm die Hand, und bitt' ihn, er möge deiner am Sonntag in der heiligen Messe gedenken.«

»*Ebadta!* Vater, du bist fein.«

»Warum sollte ich nicht fein sein, mein Sohn? Wir sind verunglückte Leute, aber der Anstand mangelt uns nicht. Wir nehmen, weil man uns nicht giebt. In meinem vierten Jahre zog mein Vater zum erstenmal mit mir aus. War noch ein kleiner Knirps, aber verdienen helfen muß' ich dem Alten. Hundertmal vor dem Gewehrlauf der Panduren stehend, hundertmal gerettet, halbtod geschlagen von Bauernfäusten, monatelang in den stinkenden Zellen der Komitatsgefängnisse schmachtend, mich befreiend, oder von Kameraden befreit, heute am Krepieren vor Hunger, morgen in neuem Anzug in der Andrássystraße spazierend, immer gehetzt, verfolgt, so, Junge, ist das Leben deines Vaters. Aber beim Ochsen des heiligen Lukas –«

»Éljen, atyám, éljen!«

Die Augen des Burschen glänzen. Hoch schwingt er sein Glas, in dem köstlicher Meneser aus dem Keller eines Benediktinerabtes perlt.

Um sie her wogt ein unübersehbares Grasmeeer. Tiefgrüne, zitternde Wellen, die sich flüsternd neigen und wieder aufstehen. Darüber der dunkelblaue, endlose Himmel der Puszta. Und unter dem Himmel, über dem Grasocean, mit weitausgespannten, schlagenden Flügeln, in phönixgleicher Machtherrlichkeit: Die Freiheit.

»Éljen, atyám, éljen!« ...

Hinter den beiden Männern standen zwei armselige, mit Lumpen überspannte Wagen. Aus dem Innern tönte klägliches Kindergeschrei. Vor dem einen der Gefährte lagen mehrere Männer platt auf dem Bauche und schliefen.

»Hör Pista, und noch eins, *kedves fiam!* Kommsts zum Schießen, nicht gleich ins Schwarze.« Der Vagabund deutete auf die Brust. »Es kann Unannehmlichkeiten geben, und wegen der Absolution ists auch besser.«

»Verstehe, Vater« entgegnete der Jüngling, und seine feinen Nüstern blähten sich leicht. »Also morgen wird weiter gezogen.«

»Morgen früh« nickte der Alte. »Uebermorgen abend können wir vor St. Imre sein.«

Pistas Augen leuchteten.

»Und halte das Gewehr in Ehren, es stammt aus der Waffenkammer der Somogyis.«

»Soll nicht rosten« knirschte der Junge.

Später trennten sie sich. Der Vater kletterte in den Wagen, der Sohn ging, um einen Abendbraten herbeizuschaffen.

An Wachteln und Sumpften war kein Mangel.

Pista zählte achtzehn Jahre. Er war nicht groß, aber von bewundernswerter Ebenmäßigkeit der Glieder. Unter dem schwarzen

Lockenwald brannten zwei schöne, dunkle, melancholische Augen. Die schlanke, gekrümmte Nase ließ seine kroatische Abstammung erkennen.

Der alte Juhász kam aus der öden Steppe in der Nähe Csakathurns, zwischen Ungarn und Kroatien.

Unabsehbare dürre Heide, ohne Gras, ohne Blumen, hier und da durch eine armselige Lehmhütte unterbrochen, war der erste Anblick, den er als Kind genoß.

Sein Vater suchte unter unsäglichen Mühen dem Stück Erde, das er besaß, einige Kartoffeln, ein bißchen Mais abzugewinnen.

Sein Weib gebar ihm ein Kind nach dem andern. Die meisten starben bald wieder vor Mangel.

Nachdem der Vater fünf Kinder begraben hatte, nahm er das sechste aus der Wiege auf den Rücken, gebot seinem Weib, alles was sie tragen konnte, aufzupacken, und schloß sich einer Vagabundenfamilie an, die bettelnd und stehlend von Ort zu Ort zog.

Sie liebten ihren König, aber der König gab ihnen nichts zu essen, oder wenn er gab, war es verschimmeltes Brot in den schrecklichen Komitatsgefängnissen, wo sie der grausamen Willkür der Stuhlrichter preisgegeben waren.

Da nahmen sie denn, was sie nicht erhielten.

Der Alte starb; sein Sohn trat das Erbe an. Er war ein verwegenerer Räuber als sein Vater. Der hatte aus Not zu stehlen begonnen, dem Sohn machte es Freude. Der Vater hatte mit Brot für seinen Knaben begonnen, der Sohn stahl Wein und Fleisch. Der Vater war nur des Nachts seine Schleichwege gegangen, der Sohn schlenderte, die Pfeife zwischen den Zähnen, bei Tag durch die Bauerndörfer und führte Diebstähle von unerhörter Frechheit aus.

Es war ein Dieb von Humor; er ließ die Federn zurück, wenn er nur die Gans hatte. Er stahl nie zu viel, lieber öfters.

Er ließ sich nie erwischen, und wenn es ihm einmal geschah, entkam er glücklich, denn er hatte viele Freunde. Merkwürdig viel Freunde. Es gab vermessene Zungen, die behaupteten, mancher Komitatsrichter bezöge von ihm Wein und Tabak, Waaren, die er zu unerhört niedrigen Preisen und von ausgezeichneter Qualität liefere.

Nun, man kann ja nicht wissen ...

Jedenfalls zogen die zwei schmierigen Wagen, in denen sich die Nachkommen der beiden alten Vagabundenfamilien befanden, in ungestörter Ruhe ihre Straße.

Sie machten verschiedene Kreuz- und Querfahrten durch die angrenzenden Länder, manchmal kamen sie bis tief nach Siebenbürgen hinab.

Jüngsthin hatten Panduren Juhász den rechten Mittelfinger weggeschossen, da wurde er ärgerlich und peitschte seinen Sohn, weil der Schlingel ewig nur fraß und faulenzte und selbst nichts verdiente.

In St. Imre stand eine einsame Mühle. Man munkelte von dem großen Reichtum der Müllerin, deren Söhne flotte Studenten in Budapest waren und den Grafen und Baronen die hübschesten Mädels vor der Nase wegschnappen sollten. Die Müllerin mahlte unterdessen Geld aus den Taschen der armen und reichen Bauern. Sie mahlte und mahlte, damit die Herren Söhne wieder mahlen konnten.

Der junge Pista sollte sein Debüt bei ihr feiern.

Der Geldschrank stand zur ebenen Erde, sie selbst schlief im ersten Stock.

Die Knechte und Mägde waren im Anbau untergebracht.

Er sollte die eiserne Geldlade öffnen.

Die Söhne verwendeten deren Inhalt dazu, die Gunst kostspieliger Damen in der Hauptstadt zu kaufen, der Vagabund bedurfte seiner zu des Lebens Notdürftigstem. Ihn hatte niemand zur

Schule geschickt und Rechtschaffenheit gelehrt, den Hunger zu stillen, war sein kategorischer Imperativ.

Nur einige Hände voll Geld aus diesem Ueberfluß ...

Die Wagen verließen die grüne Einöde und näherten sich dem Orte.

Der alte Pista goß dem Jungen ein Glas Wein ein.

Der Junge schüttete die Hälfte in die Kehle, die andere Hälfte in die Luft.

»Auf gutes Gelingen!«

Seine Mutter brauchte eine neue Decke; die alte ging schon in Fetzen. Die Mutter, seit Jahren todkrank, war allen zur Last. Aber Juhász schleppte sie doch mit; sie hatte seinen Jungen geboren, den Pista, den er leidenschaftlich liebte. Auch die Vettern, die zweite Familie, die seit lange mit Juhász verschwägert war, hatten allerlei Bedürfnisse. Juhász wollte einmal als Hauptmann auftreten und allen geben, was sie brauchten. Die Männer, die Fays, waren durchweg Schafsköpfe. Man konnte sie etwa um Schweineschmalz oder Tabak schicken, aber so wies irgendwo Mut und Gewandtheit galt, ließ sie ihr Hasenherz sitzen. Juhász mußte für alle denken und sorgen.

Sein Sohn war der einzige, auf den er bauen konnte. Bisher hatte er wenig geleistet. Der Vater hatte ihn stets in den Hintergrund gedrängt, um seiner zu schonen.

In der grauen Abendluft tauchten die Wipfel der Linden auf, die die Mühle umgaben. Die Wagen hatten weit draußen vor dem Orte gehalten. Pista und sein Vater schlichen um das im Schatten liegende Gebäude.

Die Fays standen Wache.

Pista, die Flinte zwischen den Zähnen haltend, in der Hand das notwendigste Werkzeug, drückte seinen schlanken, elastischen Körper durch das offene Fenster der ebenerdigen Wohnung. Er tastete mit den Händen in dem stockdunklen Zimmer vorwärts. Er

kannte die Räumlichkeit schon. Vor Monaten, als zum erstenmal in dem Vater der Gedanke aufgetaucht war, aus diesem Geldschrank seine Bedürfnisse zu bezahlen, hatte er den Jungen mitgenommen. Es war an einem Sonntag gewesen. Sie thaten so, als bettelten sie, und legten schließlich, als ihnen niemand die Hausthüre aufschloß, die Köpfe an die Fensterscheiben jenes Zimmers.

»Sieh dirs genau an« zischelte der Vater.

Der Sohn lächelte.

Er hätte es später noch zeichnen können, so gut hatte er sich die Lage der einzelnen Möbel eingepägt.

Aber zum Teufel! Sie mußten die Stellung der Einrichtungsstücke nun verändert haben. Wie er mit der Rechten nach jener Richtung griff, wo früher die eiserne Kasette stand, stürzte mit schmetterndem Klingen ein Gegenstand zu Boden. Im Nu erhob der Haushund ein wütendes Gebell.

Pista wollte zum Fenster springen, in diesem Augenblick wurde die Thür aufgerissen, und ein blutjunger Mensch, einen Kienspahn in der Hand, warf sich Pista entgegen.

Dieser drückte seine Flinte ab.

»Pista!« gellte es von den Lippen des zu Tode Getroffenen ...

In der Dunkelheit und dem nun im Hause ausbrechenden Lärm gelang es dem Alten mit dem Sohne zu entkommen.

Die Knechte, die über den Hof geeilt kamen, ergriffen die beiden Wache stehenden Vagabunden, und glaubten in ihnen die Mörder gefaßt zu haben.

»Verfluchtes Vieh!« keuchte Juhász, als sie zum erstenmal in der stockfinstern Nacht Halt machten, um Atem zu schöpfen.

»Es war Lajos« sagte der junge Mörder tonlos, »Lajos, Lajos!«

Lajos war der einzige Mensch, mit dem Pista eine Art Kameradschaft hatte. Er stand im gleichen Alter mit Pista und hatte sich schon in vielen Bauernhöfen als Knecht verdingt, aber nirgends lange ausgehalten. Er war der Sohn einer Zigeunerin. Früher,

als kleiner Junge, da er noch mit seiner Familie durch die Welt zog, hatte sich das fahrende Volk oftmals getroffen. Die beiden Knaben hatten einander geprügelt und zerzaust, und lieb gewonnen.

»Wer hätte gedacht, daß er zu Der geriet« setzte Pista seinen Gedankengang fort. Und plötzlich hatte er sich auf seinen Vater geworfen.

»Du Teufel! Du Sohn einer Hündin, du!« Der Vater machte sich aus seiner Umklammerung frei.

»Pandurengewissen!« murmelte er verächtlich.

Der Sohn hob die Hand zum Schläge auf, eine Sekunde lang starrten sich im Schwarz der Nacht vier haßglühende Augen an, dann war der Eine plötzlich verschwunden.

»Pista! Pista!« tönte es ihm nach. Er aber hörte nicht. Er stürzte vorwärts, vorwärts. Und wieder:

»Pista!«

Diesmal anders. In gebrochenen, gurgelnden Lauten wie aus der Kehle eines Sterbenden.

»Pfui Teufel!« rief Pista und spie aus.

Ob dieses Bild ihn immer verfolgen, dieser Schrei ewig in seinen Ohren erklingen würde? ...

Er lief und lief, Gräben übersprang er, und am Rande schilf-umgebener Gewässer kroch er geduckt hin. Der Himmel stand in flammenden Abendröten, als er nicht mehr weiter konnte. Auf seinen Lippen hingen blutige Schaumflocken. Achtundvierzig Stunden lang hatte er nichts gegessen, nichts getrunken, nicht geruht. Er sank nieder. Er kühlte sich mit nassem Schlamm das brennende Antlitz. Aus dem Tümpel trank er schmutziges, grünes, trübes Wasser in langen Zügen. Nur das Leben retten, das kostbare Leben ...

Die Augen fielen ihm zu. Er schlief nicht, denn in seinem Leibe schienen hunderttausend Schmiede zu hämmern. Jedes Aederchen war einer und schlug und schlug darauf los.

Aber er ließ sie hämmern, er hätte sich jetzt auch gefangen nehmen lassen, eine solche Apathie war über ihn gekommen. Die Schmiede schlugen darauf los.

Plötzlich kam eine schwarze, runde, dicke Wolke über die Felder gelaufen und warf sich auf ihn. Er machte noch einen tiefen Atemzug, dann –

Als er erwachte, lag er auf der gleichen Stelle. Lichtblaue, sammetweiche Luft umgab ihn, vom Himmel strahlte die Sonne nieder.

Auf den Schwingen eines kaum fühlbaren Morgenwindes kamen die Klänge einer Glocke einher geschwebt ...

Pista erhob sich. Er taumelte vor Hunger und Schwäche. Er riß die Augen auf. Augenblicklich war alle Schwäche weg. In scharfen Umrissen sah er eine hügelige Landschaft vor sich liegen.

Er reckte sich. Dorthin also. Er mußte um jeden Preis essen. Was dann geschah, wußte er noch nicht, aber das wußte er. Er ging ruhig auf den Ort zu.

Mitten auf dem Felde kam ihm eine vornehme, junge Dame entgegen. Zweifellos gehörte sich zu dem Schlosse, dessen Türme Pista eben aus den Wipfeln eines großen Parkes aufsteigen sah. Er stellte sich vor die Dame hin und streckte ihr die Hand entgegen. Sie fuhr mit einem leichten Schrei in ihre Tasche und warf eine Handvoll Silbermünzen in seine ausgestreckte Rechte.

Er dankte mit einem verächtlichen Grinsen. Hatte die Angst vor ihm!

Und plötzlich wurde es ihm ganz schwarz vor den Augen. Hatte sie ihm etwa angesehen, das ... das von jüngst? ...

Er wandte sich nach der Davoneilenden. Die würde ihm nichts schaden, er hatte eine Art Ueberzeugung davon. Sie lief querfeld-ein, nicht zurück nach dem Ort.

Er war auf einmal so ruhig, so selbstbewußt geworden. Er schritt weiter.

Beim ersten Wirtshaus machte er Halt. Es war eine elende Wegkneipe. Ein einäugiges Weib brachte ihm Speck, Brot und Branntwein. Er aß mit gutem Appetit, dann bat er um Wasser und eine Bürste. Sie gab ihm beides. Er reinigte sich ein wenig, zahlte und ging. Im Ort kaufte er sich ein Bündel Hanfseile, warf sie über die Schulter und schritt weiter. In seinem ärmlichen Anzug, die Seile über die Schulter gehängt, wanderte er den schmalen Feldweg hinauf, der neben der Landstraße lief. Er sah aus wie ein Arbeiter, der auf eine Bestellung ins nächste Dorf geht. Ihm Entgegenkommenden blickte er ruhig ins Gesicht und bot ihnen einen guten Abend. Niemand sah ihm nach, niemand kümmerte sich um ihn.

Als es Nacht wurde, legte er sich in einen Graben am Wald und schlief.

Er besaß noch zwei Silbermünzen. Für die eine wollte er sich morgen Brot kaufen. – Am andern Tage zog er früh aus. Die Straße stieg immer höher.

Die Dächer der Hütten nahmen allmählich eine andere Gestalt an.

Die Bewohner derselben hatten einen längeren Winter, als die unten im Flachland.

Und Pista, seine Stricke über der Schulter, schritt ruhig weiter.

Was so ein paar Tropfen vergossenes Blut alt machen!

Der Vagabundenjunge von vorgestern war ein Mann geworden. Sein Kopf saß herausfordernd und starr auf dem trotzig getragenen Nacken.

Das runde, hübsche Bubengesicht hatte über Nacht den Kainsstempel auf die Stirn erhalten.

Die Schrift war deutlich zu lesen. Furchen und Linien, und dazwischen, senkrecht über der Nase, eine tiefe Falte.

Ein Elend, ein Fluch, ein verlorenes Leben ließ sich herausbuchstabieren.

So ein paar Tropfen vergossenen Blutes! ...

Rote Tinte, in die sich der Griffel der Gerechtigkeit taucht, um ihr »Verdammt« in die Seele des Verbrechers zu schreiben.

»Und auch wegen der Absolution« hatte der Vater gesagt.

Aber wer denkt im Augenblick der Notwehr an die Absolution und den ganzen Bettel von Vorschriften und Gesetzen?

Der Teufel hols! Pista fühlte sich fast wie gewachsen, seit er Blut fließen gemacht hatte. Und doch wühlte ein brennender Schmerz in seinen Eingeweiden.

Er hatte Respekt vor sich bekommen, er war auf einmal etwas, ein Mörder, etwas Großes, Schreckliches, etwas, vor dem sich das Haar auf den Häuptern der Menschen sträubte.

Und doch hätte er gern sein eigenes Blut hingegeben, um die That damit ungeschehen zu machen.

Eine junge Stimme in ihm weinte. Das Kind in ihm. Die Seele. Die Blutschuld hatte sie aufgeweckt. –

Als es spät abends geworden war, ließ sich Pista schweiß- und staubbedeckt unter einer rotbeerigen Esche nieder. Ein Kreuz mit einem Bänkchen stand dabei.

Nach einiger Zeit kam eine steinalte Frau, einen Rosenkranz in der Hand, kniete auf dem Bänkchen nieder und betete. Pista sah ihr schweigend zu.

Als sie sich endlich erhob, fragte er:

»Hast du auch für mich gebetet, Alte?«

»Für alle armen Seelen« antwortete sie.

»Hältst du mich für eine arme Seele? Bin ja Fleisch und Bein, Mutter.«

Sie sah ihn mit ihren hundertjährigen Augen an:

»Hascher!«

»Hast recht« sagte er mit versagender Stimme. Und dann: »Ich thu dir nichts; fürchtest dich doch nicht vor mir, Mutter?«

»Ich fürcht' mich vor niemand mehr« entgegnete sie und heftete die eingesunkenen Augen auf ihn.

»Drum eben« versetzte er leise, »ich möcht' dich etwas fragen. Aber darfst nicht erschrecken, – giebt's kein Mittel, um Blut von einem abzuwaschen?«

Die Alte sagte: »O mein Heiland!« und dann ließ sie sich auf das Bänkchen nieder und stützte das Haupt in die Hand.

Das greise Gedächtnis versuchte die Flügel zu regen. Die Vergangenheit dämmerte noch einmal vor ihr auf.

Die Sonne scheint in ihr Stübchen, wo sie am Sonntag Nachmittag, während die Andern draußen sind, einsam über das Märchenbuch der Großmutter gebeugt sitzt und liest Achtzig Jahre sinds her. Ein geheimnisvolles Lächeln spielt um ihre Lippen, als sie den Mund jetzt aufthut. »Der Prinz Wunderhold, goldhaarig und schön wie Gabriel, als er Maria erschien Eines Tages erschlägt er den Bruder, weil die Rosenkönigin Elfriede diesen ihm vorzog. Zur Strafe wird er in eine Krähe verwandelt. Leichen zu vertilgen und den Menschen den Winter verkündigen, ist fortan sein Beruf. Aber einmal erbarmt sich die silberne Seline seiner und vertraut ihm das erlösende Mittel an, das seiner Seele und seinem Leibe die vorige Königsgewandung zurückgeben kann: ... eine reine Jungfrau muß dich küssen!«

Die Alte lächelt in sich hinein. Ein Büschel roter Beeren fällt vom Baum herab ihr in den Schooß.

Mit einer fast koketten Geberde steckt sie es hinters Ohr ...

Pista geht langsam weiter.

Der Kuß einer reinen Jungfrau!

Ein leises Rot legt sich auf seine Wangen ...

Er ging und ging. Er grübelte vor sich hin, dann und wann schüttelte er mit verächtlichem Lächeln das Haupt.

Am nächsten Tag kam er hoch oben an einem stattlichen Gebäude vorüber.

Er schritt durch das weit offen stehende Hausthor, wo man eben Heu hineinführte. Die Stricke auf seiner Schulter ließen die Leute glauben, es sei des Brunnenmeisters Gehilfe, den sie erwarteten.

Er sah nicht, was er suchte. An einer jungen Magd, die im Hofe wusch, ging er stolz vorüber. Er, der Vagabund, aufgewachsen in dem engen Wagen, der seine Schlaf- und Wohnstube war, kannte das Weib und ihn schauderte davor.

Das war der einzige weiße Fleck in seiner Seele, der einzige Aristokratismus in seiner Gemeinheit: die Unberührtheit vom Weibe.

Jetzt sollte er eins küssen, um von seiner Blutschuld erlöst zu werden.

Wie sich das eigentlich verhalten mochte?

Aber die Alte hatte es gesagt. Die Alte. Sein Vater hatte ihn Ehrfurcht vor alten Weibern gelehrt. Hexen, allwissende, wären sie oftmals.

Pista trat in den Garten.

In einem sorgsam gepflegten Blumenrondell auf einer Bank saß ein blutjunges, etwa vierzehnjähriges Mädchen und las aus einem Buche.

Pista trat vor sie hin. Sie hatte ihn nicht kommen hören. Plötzlich warf er die Arme um sie. Sie schrie auf.

»Ich bin der Brunnenmacher« sagte er und sah sie mit lodernden Augen drohend an, »gieb mir einen Kuß, ich verrate es niemand; thust du nicht, so werfe ich Gift in den Brunnen, daß ihr allesamt sterbt.«

Sie, einer Ohnmacht nahe, küßte ihn, von seinen Armen halb erwürgt, auf den Mund. Mit geringschätziger Geberde stieß er sie von sich und schwang sich über die Gartenmauer.

Draußen lief er ein Stück, dann kletterte er auf einen Baum, und saß hier oben im sicheren Laubversteck, indeß die Knechte des Edelhofes im Ort auf ihn Jagd machten.

In der Nacht verließ er seinen hohen Sitz und ging weiter.

Er ernährte sich von Kastanien, die er pflückte und röstete. Auch Weintrauben gabs die Fülle. Man brauchte nur über die niederen Zäune zu klettern.

Die Landschaft nahm nunmehr den Charakter einer wilden Gebirgsgegend an. Hohe, dunkle Felsmassen begannen sich zum Himmel zu recken. Das Brausen naher Wildbäche wurde hörbar.

Und Pista ging und ging immer zu.

Wohin denn?

Er wußte es nicht. Eben weiter.

Es that ihm wohl, so zu gehen, denn wenn er nicht ging, wenn alles ruhig in ihm war, hörte er jene junge, weinende Stimme in sich.

Der Kuß der reinen Jungfrau hatte nichts genützt. Entweder war die Alte eine Lügnerin gewesen, oder die Junge nicht rein ...

Als er eines Abends in eine besonders wilde, zerrissene Felsschlucht einbog, sah er sich plötzlich einer hölzernen Hütte gegenüber. Ein winziges Gärtchen, ganz von hohen roten und violetten Georginen umwuchert, umgab sie.

Auf einer Bank vorm Garten saß ein alter Mann.

»*Jó estét!*«

»*Isten hozta!*« antwortete der Alte. »Wohin des Weges, Wanderer?«

»Weiß selbst nicht« antwortete Pista, schleuderte seine Seile von der Schulter und ließ sich neben dem Alten nieder. »Wo's Arbeit giebt für einen Tagelöhner.«

»Du, ein Tagelöhner« sagte der Alte, auf die fast mädchenhaft zarten Hände des Jünglings blickend. »Welche Arbeiten hast du denn vornehmlich weg?«

»Interessiert Euch das?« Pista heftete seine dunklen Augen auf den Greis.

»Nein, wahrhaftig das interessiert mich nicht. Aber sieh mich nicht so an, sonst fürcht' ich mich vor dir.«

Das Letztere klang scherzhaft.

»Hab' niemanden, der mich schützt. Zehn Schritt von hier ist ein tausend Fuß tiefer Abgrund.«

»Wo denn?« fragte Pista neugierig.

Der Alte in der braunen Kutte erhob sich mühselig und bog um die Felsecke, von Pista gefolgt.

Ein schauerlich schönes Bild bot sich dar.

Berge, Berge, Berge. Einige mit Schnee bedeckt, einige mit kahlen Häuptern.

Am Saum der senkrecht hinabstürzenden Felswand, in einer Tiefe, wie der Alte sie angegeben hatte, toste ein schäumender Wildbach dahin, der fast die Breite des schmalen Thales ausfüllte.

Ein gutes Auge konnte einige Hütten erkennen, die sich neben dem Wasser erhoben.

»Teufel!« rief Pista, »das ist ein Stück Welt. So schön haben wirs unten im Flachlande nicht.«

Die Augen des Alten glänzten.

»Nicht wahr? Ich wohne schon an die dreißig Jahr hier oben, und jeden Tag ists mir neu und lieb.«

Der Jüngling kehrte der Landschaft den Rücken und blickte den Greis an.

»Dreißig Jahre wohnt ihr hier oben. Beim Ochsen des heiligen Lukas, das ist eine lange Zeit? Seid ihr Priester?«

»Ja und nein. Ich habe keine Weihen empfangen, aber ich diene dem Guten.«

Pista lachte rauh auf.

»Dem Guten? Was heißt das?«

Der Alte sah den Jüngling mild an.

»Dem Guten dienen heißt: Entmutigte aufrichten, Kranke pflegen, Frohe noch fröhlicher machen, Verzweifelte trösten.«

»So, das könnt ihr auch? Das möcht' ich hören« sagte der Vagabund geringschätzig.

Der Alte legte ihm die Hand auf die Schulter und sah ihm ins Gesicht.

Pista senkte vor diesem Blick die Augen. Beide schwiegen.

»Wozu habt ihr denn eine Kutte an, wenn ihr kein Geistlicher seid?« fragte der Jüngling mit trotzig geschürzten Lippen und warf den Kopf in den Nacken.

»Weil sie warm hält, und ich sie nicht oft zu waschen brauche. Siehst du, das braune Tuch nimmt schwerer Schmutz an als Leinwand, auch der Regen schadet ihm nicht.«

»Warum habt ihr denn kein Kruzifix bei Eurer Hütte, wie andre Eremiten?« fuhr Pista unfreundlich zu fragen fort.

»Da steht ja eins« antwortete der Greis, auf den Waldrand gegenüber seinem Häuschen deutend – sie hatten ihren Aussichtspunkt wieder verlassen. »Die Bauern haben es heraufgebracht.«

Pista schüttelte den Kopf.

»Ihr seid ein spaßiger Heiliger, ich wette, ihr glaubt nicht mehr als ich.«

»Oho, dummer Junge!« Die Augen des Alten lohten auf. »Du Kickindiewelt willst dich mit mir, dem lebenserfahrenen Greis, messen. *Du* glaubst nicht aus Dummheit, ich *weiß*, ich brauche nicht mehr zu glauben.«

»Ihr wißt?«

Zaghaft kam es über die Lippen des Burschen. Seine schönen traurigen Augen bohrten sich in die des Alten.

»Ihr müßt schon vergeben, ich ... ich kenn' mich in den Dingen wenig aus« sagte er in der Weise eines zutraulichen Tieres, sich dem Alten immer mehr nähernd. »Was wißt ihr denn?«

»Das kann ich dir nicht mitteilen, Bube; zehn Jahre müßtest du an meiner Seite sein, dann würdest du auch wissen, ohne daß ich dir ein Wort zu sagen brauchte.«

»Das ist eine lange Zeit« versetzte Pista nachdenklich, »so lang hielt ichs nicht aus.«

»Wo, hier oben?« sagte der Greis, mit zärtlichem Blicke die Gegend betrachtend.

»Hier oben nicht, und überhaupt –«. Er vollendete den Satz nicht.

Der Alte sah ihn still an.

»Fahrendes Volk ... Aber die Seile auf deiner Schulter. Was haben die vollbringen müssen, Mensch? Du kommst weit her und möchtest glauben machen, das nächste Dorf sei deine Heimat.«

»Seid ihr ein Polizeispitzel?«

»Nein« entgegnete der Greis lächelnd, »ich bin weder Spitzel, noch Richter, noch Henker. Ich weiß keine Gesetzesparagrafen mehr auswendig, obwohl ich sie einst wußte. Ich weiß nur, daß zweimal zwei vier macht.«

Er senkte seine Augen in die des Jünglings.

Pistas Lippen zitterten leise.

»Zweimal zwei: vier. Das versteh' ich nicht.«

»Natürlich nicht. Kannst ja nicht lesen, Junge. Oder doch?«

»Nein« antwortete Pista errötend. »Steht das irgendwo?«

»Im Einmaleins, und – in der Bibel.«

»Ah, ihr seid also doch fromm. Mein Vater hat mir gesagt, daß die Bibel das Gebetbuch der Pfaffen sei.«

»Die Bibel ist kein Gebet-, sondern ein Rechenbuch, das heißt, der Teil von ihr, den ich lese. Das ist der erste, den man das alte Testament nennt. Der andere Teil, das neue, gilt mir weniger. Das haben Söhne einer Zeit geschrieben, der die alte Urweltkraft verloren gegangen war, die nicht mehr den Donner vertrug, sondern psalmierende Engel in die Lüfte setzte, die so feig am Leben hing,

daß sie einen Himmel sich zimmerte, wo sie das Tote barg, damit es fortvegetiere. Die konnte nicht mehr rechnen; das Einmaleins war ihr verloren gegangen.«

»Wie lautet das?« fragte der Junge.

»Zahn um Zahn, Auge um Auge, Schwäche für Schwäche, Kraft für Kraft, Tod für Tod, oder: zwei mal zwei ist vier, Bube.«

Pistas Brauen hatten sich zusammengewulstet.

»Wißt ihr, ich könnt' ja ein paar Tage bei euch hier oben bleiben, mir ... ich ... der Teufel hols.«

Er sank auf die Bank und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Der Alte sagte nichts als: »Bleib.«

Dann ließ er den jungen Menschen allein und ging in die Hütte.

Die paar Tropfen Bluts hatten dem Jungen plötzlich die Wissenschaft vom Gewissen gelehrt.

»Zweimal zwei ist vier« brauste es in seinen Ohren.

»Teufel!« zischte er, erhob sich, streckte die schlanken Glieder und ging in die Hütte.

»Ich bin furchtbar hungrig« sagte er zum Alten. »Habt ihr nichts, einige Kastanien, oder –«

»Kastanien gedeihen hier oben nicht« bemerkte der Greis, »aber Maisbrot und Milch kann ich dir geben, auch Käse, Butter und Eier findest du im Schrank.«

»Habt ihrs gut« sagte Pista, und schnitt sich ein tüchtiges Stück von dem dargereichten goldgelben Brot ab. »Herrgott, habt ihrs gut.«

Und er aß und trank begierig die Milch, die ihm sein Wirt reichte.

»Ja, ich habs gut. Ich bin zufrieden.«

»Holt ihr euch das alles selbst?«

»Nein.« Der Alte lächelte. »Das wäre ein zu weiter Weg für meine alten Beine. Die Bauern bringen es herauf.«

»Sind denn Bauern hier?«

»Du sahst es ja selbst, da unten am Bache stehen etwa zwanzig Hütten. Die Mühle –«

Pista zuckte zusammen.

Den Augen des Alten entging die Bewegung nicht.

»Die Mühle« fuhr er langsam fort, und sah den Jüngling scharf an, »ein kleines Wirtshaus und etliche Gehöfte. Kannst dir ja die Gegend selbst anschauen, hier vorüber, immer den Berg hinab auf schmalen Graspfad. In zwei Stunden bist du unten.«

»Ein weiter Weg« versetzte Pista.

»Für dich nicht, du mußt das Gehen doch gewohnt sein.«

»Habt ihr unten etwas zu besorgen?«

»Nein, das nicht. Wenn du dich mir nützlich machen willst, kannst du es auf andere Weise. Zerkleinere mir Holz, rühr die Milch zu Butter –«

»Ich kann also einige Zeit bei euch bleiben?«

»Ja. Wohin willst du dann?«

»Das weiß ich nicht« sagte der Bursche finster.

»Wie soll ich dich rufen?« fragte der Einsiedler.

»Wie ich heiße: Pista Juhász.«

»So heißest du?«

Und plötzlich stand der Alte auf und legte seine wuchtigen Hände auf die Schultern des Jünglings.

»Pista Juhász, warum bebtest du, als ich das Wort: Mühle aussprach?«

»Weshalb fragt ihr mich? ...«

»Du wirst *doch* sagen, ich sehe es ja, deine Lippen brennen danach.«

»Ihr ... ja ... aber ... nun so wißt es, weil ich in einer Mühle Einen ... getötet hab' ...«

Seine Augen rollten wild. Ein rötliches Licht brach aus ihnen.

Der Greis legte still seine Rechte auf sie. –

Sie teilten *ein* Lager, wie sie ihr Brot teilten. Pista machte sich nützlich, wo er konnte, brachte und zerhackte Holz, rührte Butter aus der Milch, die der Alte erhielt. Als zum erstenmal ein Bauer den greisen Einsiedler aufsuchte, erblaßte er. Der Alte blickte ihn ermutigend an und zog ihn ins Gespräch mit dem Ankömmling.

»Ein Vetter von mir« sagte er zu diesem.

»Also euer Schwestersohn —«

»Nicht so« lächelte der Eremit, »ein anderes Verwandtschaftsverhältnis, aber wenn ihrs nicht in euern Schädel bringt, laßt euch nicht anfechten.«

Der Bauer erzählte unten, des heiligen Mannes Schwestersohn sei da. Einer nach dem andern kam herauf, um den Greis zu beglückwünschen, daß er nun nicht mehr allein sei.

»Du siehst« sagte der Alte, »hier bist du sicher.«

»Ich sehs wohl« entgegnete Pista mit heißaufblodernder Dankbarkeit im Blick. Aber trotz der kräftigen Nahrung, der gesunden Bewegung in der herrlichen Luft, kam etwas Greisenhaftes in das Wesen des Jünglings. Er ging gebückt wie unter einer unsichtbaren Last einher; manchmal verzog sich sein Antlitz in qualvollem Krampfe, als ob eine Säge seine Eingeweide zerschnitt.

Diese Säge ging gleichmäßig hin und her, mit ihren scharfen einschneidenden Zähnen, heute und gestern, und morgen und immer würde sie gleichmäßig ihren Gang gehen.

Einmal schleuderte Pista die Holzhacke weit von sich, und bedeckte stöhnend das Gesicht mit den Händen.

»Mensch, Mensch« rief der Greis an ihn herantretend, »sei doch ruhig. Zweimal zwei ist vier, vergiß das nicht. Der Tag kommt, da du wieder gibst, was du nahmst. Bis dahin heiter, und den Kopf in die Höhe.«

»Muß er kommen?«

»Ja« antwortete der Alte mit blitzenden Augen, »zu deinem Heil. Sags dir doch täglich, und du wirst still in dir.«

Und einmal, als der Klausner ihn wieder so verzweifelt erblickte, zog er ihn neben sich auf das Bänkchen.

»Will dir eine Geschichte erzählen, Bursch? Da hinten im Hegyaljer Gebiet, wo Mandeln und Trauben wachsen wie in Italien, hatte ich meinen Hof. Er war nicht prächtig, aber groß genug, um zwei Menschen mit einem Rudel Kinder reich zu ernähren. Felder, Wald und Aecker gehörten dazu. Ich war sehr jung, kaum zwanzig Jahr, da nahm ich mir auf Zureden der Meinigen eine Frau. Sie war nicht schlechter oder besser als die andern. Denn sie sind alle gleich, nur die Kleider, die sie tragen, sind verschieden. Also sie wurde mein Weib.

Nach kurzer Zeit hatte sie jeglichen Reiz für mich eingebüßt. Eine andere gefiel mir besser. Diese war die Gattin eines Veters von mir. Eines Tages stieg ich ihr nach in die Speisekammer, wohin sie Milch zu holen ging, und küßte sie auf den Mund. Ich erhielt eine Ohrfeige. Das war mir neu, und gefiel mir so gut, daß ich nun keine Gelegenheit vergehen ließ, diesen Kuß, sei es durch Blicke, durch Geberden ihr gegenüber, zu erneuern. Ich verfolgte sie kunstgerecht mit allen Finten eines gewiegten Jägers und erreichte mein Ziel.

Kurze Zeit darauf starb sie. Selbstvorwürfe und, wie ich glaube, die Furcht vor Entdeckung hatten ihre Gesundheit gebrochen.

Ihr Tod ergriff mich tief.

Ein Anderer geworden, wollte ich zu meinem Weibe, zu den Schirmgöttern meines häuslichen Herdes zurückkehren.

Eines Abends, als ich guter Vorsätze voll früher als sonst mein Wohnzimmer betrat, und mich auf das Sofa ausstrecken wollte, fand ich Spuren von Cigarrenasche auf demselben.

»War jemand hier?« fragte ich meine Gattin.

»Niemand«, sagte sie gleichgültig. Meine Knechte, das wußte ich, würden sich nie erlaubt haben, rauchend diesen Raum zu betreten; es mußte also doch Besuch dagewesen sein.

›Hier sehe ich Cigarrenasche‹, fuhr ich hartnäckig fort, ›warum leugnest du, daß jemand anwesend war?‹

Jetzt warf meine Frau einen Blick auf das Sofa und errötete brennend.

›Das ist – merkwürdig‹, stotterte sie.

›Warum errötest du denn?‹ fragte ich noch immer verdachtlos.

Da stürzte sie ohne Antwort aus dem Zimmer. In diesem Augenblick packte es mich.

Ich ging ihr nach in die Küche, wo sie so that, als suchte sie einen Kehrbesen, um die Spuren der Asche wegzuputzen. Ich nahm sie in die Arme.

›Weib, wer ist in meiner Abwesenheit hier gewesen?‹

›János.‹

Das war der Gatte meiner Geliebten.

›János, und ... weiter‹, fragte ich mit lohenden Augen.

›Was denn weiter? Nichts‹, log sie.

›Nun‹, sagte ich ruhig und nahm meinen Hut vom Kleiderrechen, ›ich will hinüber, ihn zur Rede zu stellen, was er in meiner Abwesenheit hier gesucht hat.‹

›Thus nicht!‹ kreischte sie.

Da hatte ich das erste Geständnis.

›Sag mir nur eins‹, fragte ich sie, den Hut wieder zurückhängend, ›bist du schon eine – Meineidige geworden, oder standest du erst im Begriff es zu werden?‹

›Ach Gott!‹ heulte sie, ›ich weiß nicht, wies kam, eines Abends –‹

Da hatte ich das zweite Geständnis.

Ein reines Weib würde sich unter einer solchen Anklage aufgebäumt haben, sie heulte und wollte gleich die ganze unsaubere Geschichte erzählen.

›Schweig!‹ befahl ich. ›Hier ist das Herrenzimmer, erzähls im Hof deinen Genossinnen, den Viehmägden. Hinaus!‹

Ich faßte sie an den Zöpfen und stieß sie über die Schwelle.

Dann lud ich meinen Revolver und begab mich auf den Weg zu János.

Plötzlich packte mich ein Gedanke.

Wie, ich wollte ihn niederschließen, ich, der nicht ein Jota besser gehandelt hatte als er selbst? Ich, der ich ebenso eingebrochen war in seine Rechte, wie er in die meinen? Ich glaube, ich habe damals hell aufgelacht vor Wut und Verzweiflung.

Kannst du dir vorstellen, wenn man an Händen und Füßen gefesselt auf einem breiten Tisch liegt und weiß, daß man sterben muß, und die Henkersknechte kommen mit feinen Bürsten und beginnen einem die nackten Fußsohlen zu streichen, zu kitzeln, mit welchen Gefühlen man da lacht? Und doch lacht man. So lange, bis blutiger Schaum auf den Lippen steht, die Muskeln des geknebelten Leibes die wahnwitzigsten Figuren bilden und die Augen einem zum Kopf heraustreten. So lachte ich in jener Nacht.

Aber ich kehrte nicht um.

›János‹, sagte ich vor ihn hintretend, ›ists – Zufall, oder –‹

›Oder was?‹ schrie er.

›Vergeltung‹, entgegnete ich.

Da riß er die Waffe aus meiner Hand und schlug mir den Kolben über den Schädel, daß ich zusammenbrach.

Als ich erwachte, stand ein Priester an meinem Bette.

›Vergieb, auf daß dir vergeben werde‹, sagte er, ›in kurzem wirst du vor Gott stehen, bedenke –‹

›Papperlapap‹, unterbrach ich ihn, trotz der höllischen Schmerzen in meinem halbzertrümmerten Gehirn, ›sag mir lieber, ist – – meine Frau noch hier?‹

›Nein‹, antwortete der Priester rauh, ›sie hat sich an dem Abend, da du sie – ertapptest, erhängt.‹

›Recht so‹, sagte ich, fiel zurück und verlor wieder das Bewußtsein.

Als ich nach Monaten meine Gesundheit und den vollständigen Gebrauch meiner Vernunft erlangt hatte, verkaufte ich den Hof und ging in die Welt.

Ich war wie ein Stummer, wie ein Tauber geworden. Alle Lockungen des Lebens ließen mich kalt. Ich warf mich auf verschiedene Studien, um den Kummer in mir zu bewältigen.

Ich hatte gesündigt, bezahlt dafür, eigentlich hätte ich ruhig sein können. Aber es schien mir, als hätte ich noch zu wenig, viel zu wenig gethan. Ich trieb mich auf Bibliotheken, Universitäten, auf Renn- und andern Sportplätzen umher. Nichts erfüllte mich mit Genugthuung.

Es mußte ein ›Mehr‹ noch in der Welt geben. Wo lag dies? Ich glaubte nicht an Länder überm Mond, wo weißgekleidete Jungfrauen Hosianna singen; zum Pfaffen habe ich nie getaugt.

Mein Kanaan lag auf der Erde. *Meine* Erlösung geschah durch mich selbst. Das wußte ich, aber das *wie* wußte ich nicht.

Schließlich begann ich zum Wein meine Zuflucht zu nehmen.

Der Rausch und der Tod! Sie beide sind die letzten Freunde des Unglücklichen. Aber der Rausch bleibt zuweilen aus, wenn man ihn ruft, Freund Tod versagt nie seine Gegenwart, wenn man ihrer ernstlich begehrt. Ich hatte beschlossen, dies zu thun. Heute Nacht wollte ich ihn mir zur Gesellschaft einladen. Der Revolver lag bereit. Da fliegt mir ein Brief herein. Mein Lehrer, – ich trieb auf der Universität mathematische Studien, – mein Lehrer, den ich sehr liebte, mehr als andre Menschen, läge schwer krank darnieder, wollte ich ihn noch einmal sehen, so solle ich schleunigst kommen.

Ja, den wollte ich noch sehen, bevor ich, vielleicht auch er, ging. Ich eilte zu ihm. Er saß aufrecht in seinem Bette. Seine Augen standen weit offen, ein unbeschreiblicher Glanz leuchtete aus ihnen. So leuchten Sterne, bevor sie erlöschen ...

›Er stirbt, wimmerte seine Frau mir ins Ohr.

Auf seiner Stirn stand kein Schweißstropfen. Um den Mund lag ein göttliches verzeihendes Lächeln. Er verzieh dem Leben.

›Erkennen Sie mich?‹ flüsterte ich.

›Wie sollt' ich nicht‹, antwortete er, ›ja ich erblicke dich, aber ich bin viel höher als du, ich sage dir, es ist ein Göttliches ...‹

›Was, was?‹ rief ich.

›Zu sterben, zu fühlen wie man aufgeht in der Unendlichkeit. Meine Seele sträubt ihr Gefieder –‹

Seine Augen wurden wie zwei Wunderthore, durch die eine strahlende Ewigkeit blickt, – es waren keine Augen mehr, es waren Abgründe voll Licht ...

›Heilige Entfremdung, ich grüße dich, beflügelte Sohle, eile ... eile‹ ... und plötzlich ging das Lächeln des Menschen in die Majestät eines Gottmenschen über ...

Er war dahin ...

Da reckte ich den Kopf in die Höhe und rannte davon.

Ich jubelte in die Nacht hinaus, in die weite, unendliche Sternennacht.

Mir war, als hätte ich mich selbst gefunden, mein Heil entdeckt, als hätte ich – Gott begriffen!

Aus den Brunnen der Nacht schien es mir entgegen zu rauschen: Thor kümmere dich nicht, ich, die Kraft, die Weltkraft, die den Planeten Sonnen, und den Menschen das große Einmaleins gab, *ich* sühne, nicht *du*, ich! Zahn um Zahn, Auge um Auge! Vergiß es nicht, dieses Gesetz aller Weisheit, diesen Urboden, der alle Bedingungen deiner inneren Befreiung hervorbringt.

Ich will auf einen hohen Berg steigen, sprach ich in mir, der Sonne ins Antlitz lachen, und allen Menschen verkünden, daß sie in seliger Unbekümmertheit leben dürfen.

Ich habe den Tod eines Gerechten gesehen.

Ich habe den Glauben an die Vergeltung empfangen!

Ich kam hierher und erzählte den Menschen von der Gerechtigkeit, die Gott ist, und von Gott, der die Gerechtigkeit ist.

Sie fassen es auf, wie sies verstehen. Aber Bube, du, hast *du* denn das alles verstanden, du Kind der Straße?» ...

»Verstanden?« stammelte der Jüngling weiß im Gesichte, »ich weiß nicht, ... aber es ging wie ein Sturm von euch aus, und der hat mich fortgerissen ...«

»Also Knabe vergiß nicht, daß – zweimal zwei vier ist, und – lache.«

Es kam etwas wie eine Würde über den Landstreicher. Seine Haltung, seine Art zu sprechen, zu essen, zu gehen, begann einen Adel zu zeigen, wie er nur Vornehmen eigen ist.

Seit jenem Abend, da der Alte seine Seele vor ihm entblößt hatte, sprachen sie wenig mehr miteinander. Jeder wußte alles vom Andern. Es herrschte ein schweigendes Einverständnis zwischen ihnen. Der Junge stand noch immer in seinem Gethsemane, und fragte sich: Muß es denn sein? Ist es unvermeidlich daß die Vergeltung ihre schwarzen Wolken über mir sammelt? Wenns nicht unumgänglich nötig wäre! ... das Leben ist doch so schön ...

Kein Tag verging, ohne daß er eine Fülle neuer Erfahrungen aufnahm.

Das Auge des Alten hing oft an ihm. Wer hätte dessen Ausdruck enträtselt?

Eine heilige Grausamkeit schien aus ihm zu sprechen, vielleicht aber war es auch ein Anderes.

Der Sommer neigte sich seinem Ende zu.

Stürme brachen an. Ueber den Häuptern der Berge sammelten sich Blitze.

Wochenlange Regen, dann ein müder blauer Tag, und wieder wochenlange Regen.

Von unten dröhnte das Geheul des hochhinflutenden Wildbachs herauf.

Oft hörten es die Beiden in der Nacht, wenn sie schlaflos auf ihrem Lager ruhten.

Selten besuchte sie jetzt jemand.

Sie hatten im Sommer ihre Wintervorräte gut bewirtschaftet, so daß sie keine Not zu leiden brauchten.

Statt der Milch, genossen sie Wein, den der Eremit zum Geschenk erhalten und in einer Felshöhlung aufbewahrt hatte.

Eines Tages brauste der Sturm gewaltiger denn je. Ein wolkenbruchartiger Regen hatte die letzten Blätter von den Bäumen gewaschen, Furchen in den Boden gegraben und an vielen Tannen die Wurzeln bloßgelegt.

Man konnte kaum gehen, das Wasser stand zollhoch auf Wegen und Stegen. Der Boden vermochte es nicht mehr aufzusaugen.

In der Nacht erwachten die Beiden über das Donnern des Baches, das schauerlich von unten heraufdrang.

Am Morgen trat der Alte kopfschüttelnd hinter den Felsvorsprung und sah hinab.

Erschreckt fuhr er sich über den kahlen Schädel. Herrgott, täuschten ihn seine Augen, oder war wirklich ein Teil der Häuser fortgeschwemmt.

»Pista!« schrie er, die Hände an den Mund haltend, hinüber.

Pista erschien.

»Sieh da hinab. Erblickst du das Wirtshaus, die Mühle, oder ist dort nicht ein reißender Strudel, der allerlei Gebälk herumtreibt?«

»Ein Haufen dunkler Gegenstände, ich weiß nicht, sinds Balken oder Holzstämme, schwimmt da; eben reißt sie das Wasser hinunter.«

Die Hände des Alten zerrten erregt an der Kutte.

»Herrgott, Herrgott, wenn meine Beine mich trügen, dort unten könnte man helfen, retten, bergen.«

Und plötzlich wandte er sich an Pista.

»Möchtest du nicht hinab, Pista? du könntest dir warmen Dank verdienen.«

Der junge Mensch nickte.

»Wenn ihr glaubt ...«

Er starrte auf das brüllende Gewässer unter sich.

Und plötzlich überfiel Todesblässe sein Antlitz.

Er sah fragend auf den Alten.

Aber dieser stand bewegungslos da und hielt beide Augen mit machtvollem Blick auf ihn gerichtet.

Da warf der Junge den Kopf in den Nacken.

»Lebt wohl!«

»Halt!«

Der Greis trat einen Schritt auf ihn zu.

Und beide sanken einander in die Arme ... Ein Zittern lief durch Pistas Glieder.

Er beugte das Knie.

Der Alte legte ihm die wuchtigen Hände fest aufs Haupt.

»Und jetzt hinab, Sohn.«

Der Jüngling raste den schlüpfrigen Grasabhang hinunter.

Ein wildes Zigeunerlied, das er jahrelang vergessen hatte, trat auf seine Lippen.

Sturm und Neubeginnende Regenschauer schlugen ihm in das blasse Gesicht.

Er achtete auf nichts.

Halbwegs blickte er noch einmal zurück.

Schon in beträchtlicher Höhe über sich sah er den Alten mit fliegendem Mantel dastehen und seinen Weg verfolgen.

Er glaubte den funkelnden Blick jener gewaltigen Augen zu sehen, die Hand des Mannes auf den Schultern zu fühlen, den der Tod zum Leben bekehrt hatte.

Pista winkte einen Gruß hinauf und stürzte weiter.

Das Brausen und Donnern um ihn wurde lauter. Einzelne Töne, wie von Menschen kommend, mischten sich hinein.

Er wischte sich den Schweiß aus dem eiskalten Gesichte.

Und endlich war er unten.

Am Ufer einen Haufen halb nackter Menschen, die tropfend von Wasser, ihre armselige Habe dem tosenden Element entreißen wollen.

»Der Schwestersohn des Heiligen, gebt Platz! Vielleicht hilft er uns retten ...«

»Aber zum Teufel, verdammte Krämerseelen, laßt doch eure Kartoffelsäcke, wenns euer Leben gilt ...«

Pista stieß mit den Füßen in den aufgeschichteten Kram der Armen.

Sie sahen ihn verwundert an.

Sind die Kartoffel und der Hausrat nicht ebensoviel wert wie das nackte Leben? Was haben sie von diesem ohne jenes?

In diesem Augenblick ein herzerreißender Schrei.

In der Mitte des wilden Stromes treibt ein Bottich mit einem dicken Weibe darin, das zwei Heugabeln als Ruder benutzt.

Gegenüber sieht das Dach einer Hütte aus dem Wasser. Ein Knabe steht darauf.

»Die Betten, wirf die Betten heraus!« brüllt die Mutter dem Kinde zu. »Hörst du, die Betten.«

Sie will gegen die Hütte rudern – da ein Krach, das Dach ist zusammengebrochen.

Ein verzweifelt Geheul; das Kind rettet sich auf einen schwimmenden Balken, es schreit nach der Mutter. Das Weib, sein Gleichgewicht im Schrecken verlierend, ist ins Wasser gestürzt. In abgerissenen, gurgelnden Tönen kreischt es um Hilfe; niemand hört es, jeder hat mit den Seinen und dem eigenen Jammer zu thun.

»Erbarmen, Pista, Pista!«

Das Kind gegenüber winselt und schaut hilflos auf die ertrinkende Mutter.

»Pista!«

War das nicht ein ähnlicher Schrei wie jener damals des Nachts, ein Todesschrei? ...

Man vergißt die nicht. – – –

Und plötzlich hallt es wie der Posaunenstoß des jüngsten Tages an Juhász Ohren:

»Zweimal zwei ist vier.«

Klare Rechnung ...

Einen Augenblick Besinnen. – Die menschliche Natur erhebt flehend die Hände, und bettelt um Gnade ...

Da bricht ein Lachen aus seinen Augen, ein Blitz des Triumphs ... »Éljen«, brüllt er, »*éljen, a világosság*«, und springt in den hoch aufspritzenden weißen Gischt.

Seine Hände erfassen die Haare der Frau, sie aber in ihrer Todesnot wirft die Arme um seinen Hals und zwingt ihn hinunter ...

Oben stand und stand der Alte und wartete. Als es Abend wurde, und wieder Abend, trat er hinaus und blickte in den Schlund, aus dem der Donner schwächer heraufklang.

Und er breitete wie segnend die Hände aus ...

Land!

1.

Geo Weidmann steckte die Hände in die Taschen und blickte in den Spiegel. Der Mensch, der da herausah, war ihm widerwärtig. Wenn er nicht in so nahem Verwandtschaftsgrad zu ihm gestanden hätte, würde er sich mit ihm geschlagen haben. So ging das nicht recht. Es hieß in guter Kameradschaft weiterleben. Was verlangte er übrigens?

War er nicht ein hübscher Bursche, besaß er nicht des Mammons genug, durfte er nicht thun und lassen, was er wollte? Dürfen, ja. Eine bitterböse Sache aber, wenn man vor Hunger den Appetit verloren hat. –

Herrn Geo Weidmanns Mutter war eine aus der Provence nach dem rauhen Norden Deutschlands versetzte Südländerin. Von ihr hatte er die großen, dunklen, traurigen Augen. Sie war längst tot, die schöne Mutter, aber der Vater, ein reicher Kaufherr in Bremen, lebte noch.

Geo hielt sich nicht immer bei ihm auf. Er reiste ab und zu in andere nahe gelegene Großstädte und bemühte sich da, sein Geld unter die Leute zu bringen.

Er trank Weine, die vor Alter bitter schmeckten, aber sehr hoch im Preise standen, und lief Mädchen nach, die noch als unreife Früchte am Baume des Lebens hingen.

Manchmal machte er es auch umgekehrt, trank junge Weine und verliebte sich in alte Frauen, der Abwechslung wegen. –

Aber in ihm, ganz tief in ihm saß ein uralter Sybarit: seine Seele, oder wie man es sonst zu nennen beliebt, und machte zu allem, was er begann, ein unbefriedigtes Gesicht.

Dieses Ding in ihm wars, das er so nicht leiden mochte, mit dem er sich gerne gehauen hätte. –

Es guckte in unverschämter Sehnsucht aus seinen Augen und ließ sich gar nicht verleugnen. Manchmal machte es sich so intensiv bemerkbar, daß in den freundlichsten Augenblicken, zum Beispiel, wenn ein holdes Mädchen ihm den Becher kredenzte, die Schöne plötzlich ausrief: »Was ist Ihnen, was haben Sie? Weshalb sehen Sie so gottverlassen traurig vor sich hin? Fehlt Ihnen etwas? Sprechen Sie.« Er sah dann dem hübschen Mädchen mit einem Ausdruck in die Augen, der so viel bedeutete als: Bist du aber einfältig! Von so etwas spricht man nicht, und zu hübschen Mädchen schon gar nicht. –

Dann kam die Zeit, wo Geo eine edle Regung anwandelte. Er wollte ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden.

Er lernte aber bald einsehen, daß die Gegenwart schon so viele nützliche Glieder besaß, daß er, Geo Weidmann, eigentlich recht überflüssig war. Kein Mensch wartete auf sein Eingreifen. Er ärgerete sich, daß er in einer so überaus reich begabten Zeit geboren war. War nicht fast jeder Mensch entweder Künstler oder Erfinder, oder zum mindesten ein verkanntes Genie? Pferdebahnkutscher machten Verse, Schuster fühlten den göttlichen Funken in sich und nannten sich: Fußbekleidungskünstler, Schafhirten wurden plötzlich zu medizinischen Autoritäten u. s. w. Um Kommerzienrat zu werden, dazu fehlte es Geo an Lust. Es giebt schon so viel treffliche Kommerzienräte auf der Welt. Desgleichen Aerzte, Rechtsanwälte, Seiltänzer etc. Auch merkte Geo, daß alle diese »Berufe« ihn unbefriedigt gelassen hätten. Sein Sybarit verlangte etwas anderes, mehr, etwas ganz Hohes, wofür man sich nicht bezahlen ließ, das man schenkte, aus sich herausholte und in fürstlicher Freigebigkeit unter die Menschheit streute.

Und einmal – es war in seiner prächtigen Villa am Osterdeich in Bremen, er hatte nach längerer Abwesenheit eben seinen Vater be-

sucht – sah er in die grauen vorüberziehenden Wolken und dachte nach.

Einen Augenblick vorher hatte er sich geärgert, daß er nicht alle diese entzückenden Backfische heiraten konnte, die einem in Bremen auf Schritt und Tritt begegnen, und plötzlich machte seine Phantasie einen weiten, weiten Sprung.

Wenn ihn andere Gebiete nicht genug lockten, wie wars eigentlich mit dem ewigen Reiche der Religion? Die Mutter hatte so köstliche, fromme provencalische Kirchenlieder gesungen, in denen der ganze Zauber der katholischen Wunderwelt wohnte, und der ehrwürdige Vater mit seinen weißen Brauen und dem wallenden Bart ging jeden Sonntag nach der alten Martinikirche und galt als der thatkräftigste Vertreter des Luthertums. Geo überlegte lange und fand, daß es an wirklich überzeugten religiösen Naturen just keinen Ueberfluß gab. Wie wärs, schloß er weiter, wenn du dich ganz mit Leib und Seele der Religion in die Arme würdest? Es war ihm von klein auf so viel Respekt vor allem Religiösen eingeimpft worden, daß ihn auf diesem Gebiete alle Frivolität verließ und er ganz ernsthaft wurde. Zumal er Tolstoj verehrte und noch einige andere, die praktische Religion lehrten. Geo wußte wohl, daß zu einem religiösen Genie mancherlei gehörte. Vor allem ein unerschütterlicher Glaube an sich selbst und die eigene Sendung, dann eine tüchtige Portion Menschenkenntnis. Ihm mangelte beides. Aber dafür besaß er zähen Willen, Verehrung für alles Uebersinnliche – die Reaktion auf seine Vergangenheit – Geld, Zeit, Freiheit.

Der Vater war freudig überrascht über die Wandlung, die mit dem Sohne vorgegangen war. Er dachte, Geo würde nun Theologie studieren und Pastor werden wollen, und etwa dann einmal später an der Martinikirche angestellt werden.

Geo jedoch schüttelte den Kopf. Theologie studieren? Welche denn? Katholische, evangelische, jüdische? Er wußte nicht im mindesten, welchem Gotteskult er sich anschließen würde. Er wollte

vorerst alle Religionen kennen lernen, reisen, lesen; an Ort und Stelle bei den Menschen, die ja der Ausdruck der Gottheit sind, die sie anbeten, Studien machen. Der Vater machte ein ungläubiges Gesicht und seufzte; da würde nun wohl nicht viel Gescheites dabei herauskommen.

Geo blieb einstweilen in Bremen und grübelte in sich hinein. Er hatte viel schlaflose Nächte. Der ernsthafte Himmel hier stimmte auch ihn ernsthaft. Er griff zu allerlei religiösen Schriften. Er überlegte, wohin er zuerst seine Schritte lenken würde.

Er gefiel sich darin, plötzlich ein Ziel vor Augen zu haben. Er wollte endlich etwas werden, ein Priester, das Höchste, das ein Mensch werden kann. Es war ihm ein schmerzlich wollüstiges Gefühl, alle seine früheren Verbindungen aufzulösen, allem Luxus, aller Verschwendung ein Ende zu machen, um sich einem Unbekannten, Neuen, Gewaltigen hinzugeben. Er ahnte bereits, wie unendlich er das Neue lieben würde.

Empfindungen, deren er sich gar nicht für fähig gehalten hätte, erwachten in ihm. Ehrfürchtige Schauer durchzogen seine Brust, wenn er erwog, daß er sich von nun an nur mit dem Höchsten, Letzten beschäftigen würde.

Die überflüssige Fülle fiel von seinem Körper ab; er wurde schlank, und sein bisher stark gerötetes Gesicht erhielt eine feine, vornehme Blässe. Das Traurige in seinen Augen verschwand und machte einem milden Leuchten Platz. Wie alle, die in einen neuen Zustand treten, gab er sich ganz diesem Neuen hin und dachte an nichts Anderes mehr. Es war wie eine erste Liebe, was sich seiner bemächtigt hatte, und zwar wie eine Liebe, die nimmer nachläßt, wenn sie einmal da ist, vielleicht deshalb, weil ihr Gegenstand ein weit entfernter ist, den man nie an die Brust reißen und auf den gleichen Boden mit sich selbst stellen kann.

Kann man Gott wirklich so lieben? fragte sich Geo erstaunt. Und der Sybarit in ihm antwortete: O ja, wie die Sonne und den Sternenhimmel, und das ist eine echte Liebe, denn man wird hell und licht durch sie.

2.

Es gab unter seinen Freunden einige Dummköpfe, die den Wechsel in seinen Ansichten nicht begreifen konnten.

Die Klügeren begriffen sehr wohl, daß gerade Leute, denen die Erde nichts mehr zu wünschen übrig läßt, voll Inbrunst die Arme nach etwas ausstrecken, das das »Pathos der ewigen Distanz« an sich trägt. Beispiel: Ignaz von Loyola, Karl der Fünfte, in der neuesten Zeit Tolstoj, mehrere Prinzen und Prinzessinnen von bekannten Namen.

Wenn ein Saulus aber zum Anhänger Gottes wird, geschieht das mit demselben Fanatismus, mit dem er früher Lucifer opferte.

So gab sich auch Geo nicht mit ruhiger Gelassenheit, sondern mit Begeisterung seiner neuen Entdeckung hin, daß in Gott nicht nur die ausfüllendste Arbeit, sondern auch die seligste Erschöpfung sei. Er baute nun eine chinesische Mauer kalter Abwehr um sich, ließ kaum jemand Zutritt in seine Wohnung und vergrub sich in einen Berg von religiösen Schriften. Er hatte anfänglich den Glauben als Versuchsstation benützen wollen und konnte nun, wie der Pilger in der Sage vom Magnetberge, von diesem Boden nicht mehr loskommen. Das Nächstliegende war nun, daß Geo mit den Geistlichen seiner Heimatstadt in Verbindung trat, um bei ihnen praktisch in die Schule zu gehen, bevor er eine Universität aufsuchte, um vielleicht Theologie zu studieren. Er vertraute sich einem der bekanntesten und berühmtesten Priester seiner Stadt an. Der Geistliche lächelte über den flammenden Eifer des jungen Bekehrten und

ermahnte ihn zur Mäßigung. Er solle sich nicht zu viel mit »himmlischen Angelegenheiten« befassen. Die Religion hätte auch eine praktische Seite. Geo runzelte die Brauen. *Dr. Canelius* meinte, er müsse nach Berlin zu einem wichtigen Kongreß. Wenn er wiederkehre, wolle er Weidmann auf verschiedene Irrwege aufmerksam machen, auf die er sich zu verlieren im Begriff stände.

Geo fragte interessiert nach den Dingen, die auf dem Kongreß behandelt würden. Sie wären meist politischer Natur, meinte *Dr. Canelius*. Ob ein Priester sich auch mit Politik befassen müsse? Die scharfgeschnittenen, geistreichen Züge des Geistlichen durchhuschte ein Lächeln. Gewiß und erst recht. Die Kirche wäre nur dadurch mächtig geworden, daß sie auch die weltliche Herrschaft an sich genommen hätte, wo sie konnte.

Und *Dr. Canelius* verbreitete sich in kluger, geistvoller Rede über die Pflichten des Priesters im neunzehnten Jahrhundert. Keine Schwärmerei wolle man von ihm, sondern ein kluges Vermitteln des Reiches Gottes mit der Welt. Geo wurde immer stiller unter der Wucht jener glänzenden Argumente. Endlich verbeugte er sich und schritt hinaus. Er hätte am liebsten geweint wie der Junge, dem man erklärt hat, daß nicht das Jesuskind, sondern der Dienstmann den Christbaum gebracht hat. Was kümmert *Gott* der Streit der Parteien? Er stand hell und groß wie eine stille Sonne am Firmament des Lebens, daß jeder ihn erkennen und lieben konnte. Mußte man wirklich schlau und klug zu Werke gehen, um ihm Seelen zu gewinnen? Geo fühlte einen bitteren Geschmack auf der Zunge. Konzessionen machen, das Ewige gleichsam wie ein leckeres Gericht den Leuten entgegenbringen, damit sie versuchen wies schmeckt? Nein. »Halb und Halb« ist gut für die Destille des Lebens, aber wenn es sich um ein offenes Bekenntnis des Geistes handelt?

Weidmann ließ seine Koffer packen, umarmte seinen Vater und reiste ab, gradeswegs in ein einsames Bergthal, Montafone genannt,

zwischen dem Bodensee und Tirol. Dort wollte er nachdenken, fernab von der klugen, berechnenden Welt. Er mietete sich in ein einsames Bergwirthshaus ein. Der Herbst war schon angebrochen, und die paar Sommergäste hatten sich davon gemacht. Auf den Häuptern der wild zerklüfteten, in die Wolken ragenden Berge lag Schnee. Scharfe Winde brausten hinab in die Thäler und erweckten eine Ahnung von dem neun Monate währenden Winter.

Eines Spätnachmittags, als Geo in Gedanken versunken neben einem wild hinstürmenden Bergbache hinschritt, hörte er den süßen Klang eines Glöckchens. Er lauschte erstaunt, wandte sich spähend um und sah endlich einen jungen Geistlichen, von einem ältern Manne begleitet, daherkommen. Die Hände des Priesters drückten einen bedeckten Kelch fest an die Brust. Sein hageres Gesicht war von tiefer Blässe überhaucht; nur die Augen leuchteten. Geo, von einem mächtigen Impulse getrieben, folgte dem seltsamen Paar.

Der Geistliche verschwand in der Hütte eines schwerkranken Bauern. Als er nach längerer Zeit wieder erschien, gesellte sich Geo zu ihm. Ihr Weg führte durch einen steil abfallenden Tannenwald in die Tiefe. Nach kurzer Zeit hatte der Priester ungefähr einen Blick in die Seele seines Begleiters erhalten. Er lud ihn ein, mit ihm zu kommen. Er bewohnte ein halbzerfallenes Häuschen neben einer kleinen, hölzernen Kirche. Der alte Meßner, der zugleich Totengräber auf dem nahen Kirchhof war, bediente ihn. Er bot Geo ein Glas Milch und steinhartes Schwarzbrot an, anderes hatte er nicht. Weidmann bebte vor Kälte in dem kleinen unwirthlichen Raum, der dem Geistlichen als Wohnstube diente. Er fragte Augustinus, wie er es hier ertrage in dieser fürchterlichen Bergwüste, wo der Winter fast das ganze Jahr dauere. »Ich bin sehr glücklich« war die Antwort. »Woher nehmen Sie die Kraft?« Die Wangen des jungen Mannes röteten sich sanft.

»Die erhält man, wenn man sie braucht.«

Geo sah in das trübselige Talglicht, das Augustinus zu Ehren des Gastes angezündet hatte. Ein Schauer glitt ihm von der Stirn bis in die Fußspitzen hinab. Diese kahlen, ärmlichen Wände, durch die der Sturm pfiß, diese rohen, notdürftigsten Bauernmöbel, das Gesicht des Aufwärters, das selbst einem Totenkopf glich, die Beschäftigung des Geistlichen: bei Nacht und Nebel über unwirtsame Waldwege Sterbenden die letzte Zehrung zu bringen, beständig den Tod vor Augen haben durch den Anblick dieses fast immerwährenden eisigen Winters: alles dies ertragen zu können, setzte eine Art höheren Wesens voraus.

»Es ist ein Wunder«, stammelte Geo und erfaßte die schlanken Hände des Priesters.

»Vielleicht ist es eines.«

»Warum eilen Sie nicht in die Welt hinaus und schreien es in aller Ohren: »Brüder, es giebt Wunder. Mein Gott thut sie. Kommt zu mir, ich will ihn euch lehren.«

Augustinus schüttelte den Kopf. »Was sollte mir das? Was geht mich die Welt an? Nicht einmal der da draußen«, er wies nach der Küche, in der der Totengräber am Herde hantierte, »weiß, was in mir vorgeht.«

Geo gings wie ein Blitz durch den Kopf. Dieser hier, war er nicht der Gegensatz jenes andern »Vermittlers«? Jener diente Gott, mit einem Auge nach dem Himmel, mit dem andern nach der Erde schielend. Dieser hier hielt beide Augen nach dem Himmel gerichtet. Ihn kümmert die Welt nicht. Er geht nur zu Leuten, die sterben. Ihnen vielleicht enthüllt er ein oder das andere Geoffenbarte. Sie aber können es nimmer weiter verbreiten zum Nutzen der andern. –

»O, kommen Sie hinaus«, rief Geo, »kommen Sie hinaus, erzählen Sie draußen von den starken Händen Ihres Gottes, von seinen Flammen, von seiner Gnade. Söhne dieses Gottes sind berufen, die Welt zu erobern.«

Der junge Geistliche lächelte mit geschlossenen Augen. »Lassen Sie mich hier. Der Herr kommt nur zu dem Einsamen; zöge ich hinaus, verlöre ich ihn.«

»Dann sind Sie ein Egoist; sie wollen das Wunder für sich behalten. Sie wollen nicht schenken, Geiziger.«

»Schelten Sie mich!« Der Priester neigte demütig das Haupt. »Christus möge Ihnen verzeihen.«

Geo ging fort.

Er ging durch den nächtlichen Wald. Der Herbstwind trocknete seine Thränen. Hoch oben durch dunkle Wolkenklüfte sah ein großer glänzender Stern.

Geo blickte zu ihm auf und wurde ruhiger. »Bin ich ein Narr? Was will ich eigentlich? Ich renne in der Welt umher, um Stufen zur Seligkeit zu entdecken. Die eine ist mir zu glatt, die andere zu rau. Und – Flügel giebt's nicht.« ...

Er verließ das Montafonethal und trieb sich etliche Monate planlos in der Welt umher. Dann ging er nach Paris.

Hier machte er die Bekanntschaft eines seltsamen Menschen. Er war nicht mehr jung, kahlköpfig, mit ein paar ganz wunderlichen Augen. Seine Nahrung bestand meist aus Pflanzenkost oder Reis. Er bewohnte ein kahles Hofzimmer, fühlte sich aber hier sehr zufrieden. Geo kam nicht dahinter, ob er vermögend oder arm war. Seine Ansprüche an das Leben waren die denkbar geringsten. Er wollte nach einigen Monaten weiter nach Deutschland reisen, das er noch nicht kannte. Er kam aus Indien, wo seine Eltern, einst dort eingewanderte Franzosen, sich niedergelassen hatten. Er beherrschte vierzehn Sprachen, kannte die ganze Weltliteratur, war aber so bescheiden, daß Weidmann beschämt wurde über sein eigenes selbstbewußtes Auftreten.

Sie hatten einander in der Bibliothek kennen gelernt, wo beide täglich einige Stunden zu lesen pflegten. Die fast unnatürliche Ruhe des neuen Bekannten, der sich Gaston Teckley nannte, übte

einen geheimnisvollen Reiz auf Geo aus. Er suchte Gaston näher zu treten und begleitete ihn bald auf seinen weiten, einsamen Ausflügen in der Umgebung der Stadt. Natürlich erfuhr Teckley bald von dem wunderlichen Seelenzustande seines Gefährten. Etwas wie ein Lächeln huschte über seine fahlen Züge. Dann stellte er allerlei Fragen an ihn. Als Weidmann sie in seiner ehrlichen, etwas stürmischen Weise beantwortete, und Teckley merkte, daß er einen aufrichtigen, wenn auch ein wenig verschrobenen Kauz vor sich hatte, ging er gemach aus seiner Zurückhaltung heraus. Seine merkwürdigen Augen, die meist ins Unbestimmte sahen, gewannen einen festen Ausdruck und richteten sich auf Geo. Dann erzählte er ihm von schönen Büchern, die es gebe, und daß er einmal versuchen solle in ihnen zu lesen. Er brachte selbst mehrere mit, als er Weidmann einmal besuchte. Sie waren in englischer Sprache geschrieben, die Geo wie seine Muttersprache beherrschte. Er las. Anfänglich vermeinte er in einem Märchenbuche zu blättern. Bald war ihm als höre er leise Wasserfälle um sich rauschen, und sein musikalisches Empfinden erwachte; bald kam er sich vor wie von gestaltlosen Kräften in eine unbeschreibliche dämmernde Einsamkeit getragen, die sich grenzenlos durch alle Himmelsgewölbe hinzog und aus deren geheimnisvollen Schatten die Weltseele zu ihm zu sprechen schien. Es wurde ganz still und andächtig in ihm. Er lag stundenlang mit geschlossenen Augen auf seinem Divan, blickte in sich hinein und horchte dem Öffnen der Knospen eines neuen Hoffnungslenzes in sich. Dann griff er wieder und wieder zu den wunderlichen Büchern. Auf eine einmal wie zufällig hingeworfene Bemerkung Teckleys begann er sich des Weines und der Fleischspeisen zu enthalten und seine Nahrung nur auf das Notwendigste zu beschränken. Er sprach tagelang nicht, schlief auf einem harten, kühlen Lager, und fing an sich zu bemühen, seine Gedanken ausschließlich auf einen Punkt zu richten, den Punkt, den er eben in seine Aufmerksamkeit ziehen wollte.

Nach einiger Zeit hatte er einen Theil jener Ruhe erlangt, die ihm an seinem Freunde so wohlgefiel.

Eines Tages sagte er zu Teckley:

»Was soll ich nun? Hier weiter leben und lesen und nichtsthun, oder irgendwie durch Thaten mich geistig vorwärtsbringen? Ich kenne eigentlich noch nicht den Gott, der mich gefesselt hält, aber ich fühle ihn mein Wesen und Denken durchdringen.«

Teckley sagte: »Töte nie ein Thier, sei gütig gegen deine Mitmenschen, und bemühe dich immer weniger zu wünschen und zu erwarten. Mehr brauchst du nicht zu thun. Das andere kommt von selbst.«

»Und zu wem soll ich beten?«

Da senkte Teckley das Kinn auf die Brust.

»Zu keinem.«

Dann, nach einer Weile, meinte Weidmann:

»Und wie nenne ich mich jetzt?«

»Du bist Buddhist.«

Geo saß und blickte in sich und hatte der Wünsche immer weniger. Und dann nach und nach erfuhr er alle die seltsamen Erscheinungen, die der ganz Insichversenkte erlebt. Die Wände verloren ihre Dichtigkeit für ihn und wurden zu durchsichtigen Krystallen, durch die er hindurch sah; die Stille wurde ihm tönend voll von gewöhnlichen Ohren unvernünftigen Lauten, und die Nacht lag vor seinen durchgeistigten Augen in hellem Glanz.

Eines Tages sagte er zu Teckley:

»Das Wunder klopft bei mir an.«

»Es wird ganz hereinkommen, wenn du erst so weit bist, das Gewand deines Fleisches ausziehen zu können und als freier Geist in deinem Körper aus- und einzugehen, wie dirs beliebt.«

»Giebts einen solchen Menschen?« fragte Geo und senkte die Augen.

Teckley zögerte einen Augenblick; dann versetzte er leise:
»Mehrere, viele solche giebt es.«

»Nenne mir Einen von ihnen; ich möcht' ihn sehen.«

»Du hast noch Neugierde?« Der Lehrer sah mit leisem Vorwurf den Schüler an. Aber dann sagte er gütig: »Man kann seiner Eigenschaften nur ledig werden, wenn man sie auslebt. Also folge deiner Neugierde. Einer jener Erleuchteten nennt sich Sankàra und wohnt in einem Thale von Thibet.«

Geos Augen glänzten.

»Du willst zu ihm reisen, reise!«

Der Meister hatte ihn durchschaut.

Geo zitterte vor Freude und Erwartung, einen Adepten, Einen, der viel mehr als ein Mensch sein sollte, von Angesicht zu Angesicht zu sehen – Einen, der freigebig bis zur Verschwendung mit den Offenbarungen der Ueberwelt war, der die Rätsel und zugleich die Rätsellosigkeit der Natur und ihrer magischen Kräfte ergründet hatte, den nur das Mitleid mit den Menschen wieder zur Erde steigen ließ ...

Geo verließ Paris und schiffte sich in Marseille ein. Von seinem Vater hatte er Empfehlungsschreiben an mehrere bekannte Großkaufleute in Indien erhalten. Teckley gab ihm die Adressen einiger Gesinnungsgenossen mit. So reiste er ab. Er empfand nicht die Strapazen der Reise, keine Besorgnisse vor allen kommenden Anstrengungen. Er sah nur das Ziel vor sich. Er malte sich mit den glühenden Farben seiner Phantasie den Mann aus, vor den er treten würde.

Es war ein Greis mit majestätischen Zügen und langem wallenden Haupthaar. Zwei abgrundtiefe Augen, in denen die Weisheit ihr Obdach gefunden zu haben schien, blickten aus dem heiligen Antlitz. Und Geo sah, wie er zu Füßen dieses Mannes niedersank und das Gesicht in die Falten seines weißen Kleides drückte. O wie

würde er aufstehen! Welche Kräfte mochten ihn erfüllen, wenn er sich erhob! ...

Das Meer rauschte seine heiligen Psalmen in die Phantasien des jungen Menschen.

Eines Tages verstummte es, und Land, ein fremder Erdteil, lag unter seinen Sohlen. Was kümmerten ihn die Städte des Orients mit ihrer fremdartigen Pracht, was die Menschen, die Sitten, die Gesetze hier. Er drängte vorwärts, nur vorwärts. Eine fieberhafte Ungeduld verzehrte ihn, machte ihn schwach, fast krank. Aber was galt ihm jetzt sein Körper. Seine Seele schrie nach dem Heiland, dem weißen Greise, der ihm sagen würde: »Früher hast du an *einen Gott* geglaubt, an einen großen Despoten im Himmel, der die anderen kleiner als sich gemacht hat. Ich aber lehre dich, daß jeder sich selbst beherrschende Sterbliche ein Gott ist, der beliebig im Leibe oder außerhalb des Leibes wandeln darf, für den es kein räumliches noch zeitliches Hindernis giebt.« ...

So träumte Geo. Eines Tages kreuzte er die Hände über der Brust.

Die schneebedeckten Zinnen des Himalaya waren aus den Wolken hervorgetreten.

3.

Er fühlte eine kühle und doch warme Luft seine Wangen umspielen. Er sah meilenweite Gärten und Felder, die im durchsichtigen Glanz eines helleren Lichtes schwammen als daheim. Ihm war als hätten alle Blumen des Lenzes Flügel bekommen und wiegten sich in den Lüften. Das waren die Vögel des Orients mit ihrem farbigen Gefieder, die, in fremdartigen Lauten singend, ihrer Daseinslust Ausdruck verliehen.

Und über allem ein seltsamer Duft nach Sandelholz und Jasmin, nach köstlichen Früchten, die irgendwo im Laube versteckt sein mußten. Geos Blicke verloren sich nicht in die Einzelheiten dieses wunderlichen Landes; sie suchten immer wieder und wieder die silbernen Gipfel des Beherrschers aller Gebirge der Erde.

Dort in den Spalten seines gleißenden Schneemantels lag irgendwo versteckt das Thal, in dem der Weise wohnte, er, der Wunderwelt herrlichstes Wunder. Und Geo zog mit den schweigenden Führern, die er sich gemietet hatte, auf dem Rücken seines Kameels weiter und weiter.

Eines Tages kamen sie an einen Hain mit großen Blumen und murmelnden Quellen. Ueber den breitästigen Fruchtbäumen ragten goldbraune Felsen empor, die von zarten grünen Grasadern durchzogen waren. Weiter oben wurden sie kahler und ernster und verloren sich in Klippen und Zacken, hinter denen noch höhere und immer höhere in unheimlicher Großartigkeit auftauchten. Manchmal flog es wie weiße durchsichtige Schleier über die Gegend. Das waren Nebel, die sich aus den Schluchten loslösten.

Dann ging es wie ein Aufatmen durch die Blumen und Bäume, und ein Augenblick feiernder Stille nahm alle in seine stumme Seligkeit auf ...

Hier in diesem Hain verließen die Führer ihre Tiere und sprachen mit leisen Stimmen unter sich. Und dann sagten sie zu Geo: »So, Herr, nun mußt du allein weitergehen. Wir dürfen nicht tiefer hinein in das Heiligtum. Der, den du suchst, wohnt im Schatten des mächtigen Nigròdho-Baumes, hinter dem sich die vier Gewässer des Gartens treffen. Gehe nur mutig vorwärts. Vor der Hütte des Buddha sitzt ein Jünger, der dich zu ihm hineinführen wird.«

Und Geo strich sich die Haare aus der glühenden Stirn, stieß noch einen tiefen Atemzug aus und schritt weiter in die smaragdnen Schatten des Gartens. Es wurde stiller und stiller um ihn. Selbst die Vögel schienen hier in der Nähe des Erleuchteten sich

andachtsvollem Schweigen hinzugeben. Geo gebot seinem Herzen ruhiger zu schlagen.

»Zittert nicht, Hände!« sagte er, »bald sollt ihr den Kleidsaum des Heiligen berühren.« Da drang ein leises, ganz leises Tönen an sein Ohr. Als ob Mondstrahlen zu Stimmen geworden wären oder Libellenflügel über Geigensaiten schwirrten. Und unter dem breiten Blätterdach eines Nigròdho-Baumes tauchten die Umrisse einer Hütte auf.

Auf der Schwelle kauerte ein Mensch, das Haupt in die Hände gestützt, anscheinend in tiefe Gedanken versunken. Bei den nahenden Schritten sah er auf.

»Kann ich Sankàra sprechen?« stammelte Geo. Der Jünger sah ihn einen Augenblick mit seinen halbverschleierte Augen an; dann kreuzte er die Hände über der Brust. »Folge mir.« Er trat in das Innere des Baues.

»Warte, warte!« stotterte Geo, den eine Ohnmacht anwandeln wollte.

Die Majestät des heiligen Greises, von dem er seit Monden träumte, erschütterte ihn, nun er ihr gegenüber treten sollte. Er faßte sich und blickte seinen Begleiter an. Da schlug dieser einen Vorhang zurück, und Geo sank in die Kniee – aber nur, um sich wieder zu erheben und mit zwei gleichsam verwundeten Augen die Szene anzustarren, die sich ihm bot.

In einem mit glänzenden Stoffen ausgeschlagenen Gemach, das hochstielige Blumen in reichen Gefäßen durchdufteten, stand ein thronähnlicher Sessel. In diesem lag, in schneeweiße Seide gekleidet, ein junger Mensch von fürstlicher Schönheit. Ihm zu Füßen ruhte ein Mädchen, das bei Geos Eintritt hastig einen Schleier vor das Antlitz zog. Aber der eine Blick hatte genügt, ihm das bezauberndste Frauenantlitz zu zeigen. Ein wunderlich geformtes, langes, schmales Elfenbeininstrument mit zwei Saiten, das in ihrem Schooße lag und noch von der Berührung ihrer Finger vibrierte,

erklärte ihm die Töne von vorhin. Und Geo sah in dieses Leben gewordene Märchen des Morgenlandes. Er sah mit seinen ehrlichen Augen, die einen Heiligen zu begrüßen gehofft hatten und einen Sardanapal fanden.

»Bist *du* Sankàra?« Seine Stimme zitterte schmerzhaft.

Der Prinz richtete sich leicht in seinem Sessel auf. »Ich bin Sankàra.«

Geo fühlte zwei Augen wie die Augen einer Hindin braun und sanft sich entgegenblicken. Das wie aus dunklem Erz gemeißelte herrliche Gesicht des Indiers dünkte ihm in diesem Augenblick keinem Menschen anzugehören, aber auch nicht dem Übermenschen, den zu finden *er* gekommen war. Es war ein fremdartiges Gebilde, das aus einer fremdartigen Schöpfung hervorgegangen zu sein schien.

»Ich wußte, daß du heute kommen würdest.«

Das Weib zu Sankàras Füßen erhob sich und verschwand mit seinem Instrument hinter einem Vorhang.

»Du wußtest es, *du*! Hast du denn Raum in dir, an anderes zu denken als an die schwelgerische Ueppigkeit, die dich umgiebt?«

Sankàras Lippen öffneten sich zu einem Lächeln, das zwei Reihen der wunderschönsten Zähne enthüllte.

»Du bist ein Neuling. Eigentlich hätte dich Teckley noch nicht fortlassen dürfen.«

In Geos Zügen malte sich lebhafteste Bestürzung. »Wie, du weißt? ... Hat er dir geschrieben?«

»Nein, er hat mir nicht geschrieben; aber ich wußte es doch.«

»So bist du kein – Gaukler?«

Geo warf sich mit ausgebreiteten Armen vor Sankàra nieder.

»Nein, ich bin kein Gaukler.«

»Aber weshalb duldest du Seide an deinem Leib? weshalb trinken deine Augen den Anblick der Schönheit? weshalb umkost dich Musik?«

»Es ist der Ring.« Sankàras Augen wurden um einen Schatten dunkler und richteten sich über Geos Haupt.

»Es ist der Ring, dessen Wesen du noch nicht begreifst. Als ich noch um Erleuchtung kämpfte und durch jahrtausendelange Wiederverkörperung mich Schritt für Schritt vorwärtsbrachte, habe ich mir diese Raststätte unter dem Baum des Buddha verdient. Dieser Körper, den du heute vor dir prangen siehst, war durch lange Leben elend und siech. In meinem vorigen Dasein war ich ein Fürst der That, in diesem bin ich ein Fürst des Genießens und im nächsten« – er hob die Arme in den langen schneeweißen Ärmeln langsam empor – »werde ich ein Fürst der Ruhe sein.«

»Und dann« brach es fast schreiend aus Geos Munde, »bist du dann erlöst, frei, fertig mit der Zukunft?«

Sankàra bewegte verneinend den Kopf.

»Dann, nach dem Aufgetrunkensein meiner selbst, wird die Wirkung wieder zur Ursache werden, und ich und du, wir werden von neuem einander begegnen.«

»Also hoffnungslos; kein Gott droben im Himmel, bloß der ewige, entsetzliche, leere Kreislauf, das Rad mit der eisernen Rinne, die zermalmt und zwischen ihren Furchen gleich das Tote in neuen Keimstoff umsetzt und aussät!«

Von nebenan ertönte ein weiches Klingen wie aus der Tiefe bewegter Saiten. Geo lauschte einen Augenblick lang. Dann sprang er auf.

»Dein Ring gefällt mir nicht, o Sankàra.« Er hob den Vorhang auf und ließ ihn hinter sich niedergleiten ...

Draußen kauerte der Jünger, in tiefes Grübeln verloren. Geo schritt an ihm vorüber. Er schob die hohen schlankstieligen Blumen ungeduldig zurück, die ihre stillen Gesichter an das seine schmiegen wollten und eilte zum Ausgang des Hains. Hier bestieg er sein Kameel und schlug mit den Führern den Rückweg ein.

4.

Eines Tages schaukelten ihn wieder die Wellen des Meeres.

Teilnahmslos saß er auf dem Verdeck und schaute ins Wasser. Alles, was er in dieser Zeit that, geschah halb mechanisch aus dunklem Instinkt heraus. Wie ein Nebel lag über seinem Innern. Er hatte ein festes Gut: die Freude am Leben – gegen ein unsicheres: die Erkenntnis – vertauscht und war dabei zu kurz gekommen.

Die Freude an den Vergnügungen des Alltags hatte sich nicht wieder eingestellt, und die Hoffnung auf Besseres war in weite Ferne gerückt. Wäre es nicht das Klügste, ich machte allem ein Ende? dachte er eines Spätnachmittags, in die Wellen starrend.

Da begann eine laute Bewegung auf dem Schiffe. Die Leute schwenkten Tücher und machten frohe Gesichter. Im roten Abendlichte stieg aus den schimmernden Wasserthälern eine Stadt auf.

Geo rieb sich die Augen! War es möglich! Marseille! Man hatte schon längst die Küste erblickt, aber er in seiner Versunkenheit hatte sich um nichts gekümmert. Mechanisch ließ er sich nun von den Andern treiben.

Sein Fuß betrat denselben Boden, den er mit so vielen Hoffnungen verlassen hatte. Er schritt in die Stadt. Da begannen von allen Türmen die Glocken zum Abendgebet zu läuten. Der Himmel tropfte vor Glanz; purpurne Wolken waren um den versinkenden Sonnenball wie Vasallen geschaart. Bist *du* Gott? fragten die Augen des Mannes in das große, zügelose Antlitz blickend. Oder giebt wirklich keinen. Ist das Universum in der That nichts weiter als ein in alle Ewigkeit hinrollendes Rad, bewußtlos, ziellos, ein blinder Mechanismus? Dies schien das Credo des Buddhismus. Welchen Gewinn zog die Menschheit daraus? Wurde sie veredelt durch die Aussicht, Tagelöhner der Ewigkeit zu sein? Es ist schön,

nicht um Lohn zu arbeiten; aber ein Ziel muß der Schaffende mindestens vor Augen haben.

Hatten diese Menschen etwa eins? Besaßen sie ein Gut und Böse? Wenn ein Lump praßte und seine Mitmenschen zu Tode folterte, sagten sie sanft: Er hat sich seinen gegenwärtigen Lebensfeiertag im vorigen Dasein verdient. Sie kasteiten sich, um gewisse innere Kräfte zu erlangen.

Der schöne Fürst mit dem schönen Weibe zu seinen Füßen, der Adept, nützte er irgend einem Menschen, brachte er einen vorwärts, hatte er in seinem Leben eine Thräne getrocknet?

Die letzten Glockentöne verklangen, nur noch ein ganz kleines Glöcklein irgendwo in der Ferne sang leise ...

Und plötzlich sah Geo eine wilde Gebirgslandschaft vor sich, eine Nacht mit tausend Sternen, und zwei blasse, schweigsame Hände, die einen Kelch an die Brust preßten ...

Laß mich hier bei meinen Sterbenden; hier ist genug Boden, um dem Herrn zu dienen. Laß mich frieren, darben, verlacht werden von den Menschen, verunglimpft durch ihre Zweifel an meiner Ueberzeugung, was macht dies? Christus ist mein Meister, er, der den Elenden das Himmelreich verspricht und die Kinder in seine Arme nimmt... Geo wars als fiele ein Schleier von seinen Augen.

Wie hatte er *diesen* Menschen des Geizes, der Gleichgiltigkeit zeihen können! Er war wahnsinnig gewesen. Er hatte geglaubt, ein Gott müsse durch Trompetenstöße verkündet werden, durch Feuerbrände, die von allen Altären loderten.

Hatte er vergessen, daß die Stimme des Lichtes lautlos ist? Daß die Wärme kein Wort sagt, wenn sie dem Frühling die Augen wachküßt? Daß der laute Tag, wenn er vor dem Herrn niederkniet, um ihn anzubeten, zur schweigenden Nacht wird?

O, der Gott, dem solche Söhne dienten, mußte wohl ein gewaltiger Gott sein! In der Rechten trägt er die Weltherrschaft, in der Linken die Gnade ...

Geo schritt wie ein Traumwandler durch die im Abendrot brennende Stadt. Dann brach ein heimliches Lachen aus seinen Augen. Er warf sich in den nächsten Eisenbahnzug, der nordwärts ging.

Nach drei Tagen stand er vor Augustinus. Sprechen konnte er nicht. Er lehnte sich an die weißgetünchte Mauer der Stube und senkte den Kopf.

Augustinus erfaßte seine Hände.

»Verstehe ich Sie? Und Sie wollten mir beweisen, daß ich, um des Herrn Triumph zu verkünden, in die Welt hinaus müsse? Sie sehen, die Welt kommt zu mir.«

Sie lächelten und umschlangen einander.

Poverino

Seine Kindheitsgeschichte ist bald erzählt.

Unter einem Busch, in ärmliche Decken gehüllt, hatten sie ihn gefunden. Kein Mensch wußte, wer seine Eltern waren. Da man ihn nicht verkommen lassen konnte, taufte man ihn und übergab ihn einer Alten, die für seine Pflege etliche Lire von der Gemeinde erhielt.

In seinen ersten Lebensjahren lag er halbnackt, wenig beaufsichtigt auf dem Anger hinten im Dorfe und ließ sich von der Sonne bescheinen. Tag für Tag ruhte sie auf ihm mit brütender Wärme, bis sein kleiner Leib die gesunde Farbe bräunlichen Goldes angenommen hatte und seine Augen und Lippen vor Leben brannten. Da begann er Purzelbäume zu schlagen und zu kreischen vor Lust.

»Das Tier«, sagte der Gemeindeälteste, »nahm ihn dem alten Weibe weg und gab ihn zu einem Steinklopfer in die Kost.«

Er war unbändiger als die bösen Rangen seines Ziehvaters und lag sich mit ihnen beständig in den Haaren. Trotzdem er so viel Prügel erhielt, daß seine geraden Glieder wie ein Wunder erschienen, entfaltete er sich von Tag zu Tag blühender.

Sobald er so weit herangewachsen war, gab man ihn in die Schule. Er lernte nichts, stahl aber wie eine Elster.

Manchmal verschenkte er von dem Gestohlenen, denn er war gutherzig; nur liebte er es, sich satt zu essen und hie und da ein Spielzeug zu besitzen.

In der Religionsstunde benahm er sich frech und zeigte vor dem Erhabensten keinen Respekt. Wenn von den Foltern der Heiligen die Rede war, von den Bußen und Geißelungen, denen sie sich Christus zu Liebe unterzogen, lachten seine sonnenrunkenen

Augen: Pazzi! Und wenn man das Leiden des Herrn schilderte, verzogen sich seine Lippen verächtlich und zeigten die weißen, nach der derben Kost des Diesseits begierigen Zähne.

Je mehr Prügel er von seinen Lehrern erhielt, je mehr Hunger er litt – der Steinklopfer bedachte zuerst die eigenen Kinder mit den kargen Bissen, die er zu verteilen hatte – um so lauter und lärmender wurde er. Als er zum ersten Mal im Beichtstuhl kniete und ohne Spur von Reue seine Sünden bekannte, flüsterte der Pfarrer:

»Sag, Gaetano, wirst du immer so schlecht bleiben oder wirst du endlich anfangen, ein braver Junge zu werden?«

Da stieß der Junge die Zähne zusammen.

»Das ist für des Syndacos Antonio oder die jungen Conti Calvo.« Und der Pfarrer schauderte und dachte: in Grund und Boden verdorben. Da ist nichts mehr zu bessern.

Gaetano verließ mit seiner mißhandelten Seele so trostlos die Kirche wie er sie betreten hatte. Draußen warf er mit Steinen nach einem Vogelnest und trottete nach Hause.

Als er lesen und seinen Namen schreiben konnte, nahmen sie ihn aus der Schule.

Nun saß er neben seinem Pflegevater auf der Straße und zerkleinerte Steine. Sie hatten ein Fläschchen Wasser und etliche Stücke Polenta neben sich. Es war eine heiße, staubige Straße, auf der sie arbeiteten. In schroffen Serpentinien führte sie empor zu einem vornehmen Hotel, dann weiter durch Wälder und Täler, durch elende Dörfer mit gelben, halbzerfallenen Hütten. In der entgegengesetzten Richtung zog sie sich nach Bozen hinab, wo die dicken Pfirsiche und die tropfenden Trauben in den Gärten gediehen, wo die feinen Wirtshäuser mit den schwellenden Betten standen, in denen die Trägheit reisender Prasser die herrlichen Sommermorgen verschlief. Wenn Gaetano nichts zu thun hatte, an Sonn- oder Feiertagen, lief er über den Berg hinab nach Bozen, stellte sich vor einem dieser Gasthöfe auf und betrachtete, die Hände in den

Taschen seiner zerrissenen Jacke, die Aus- und Eingehenden. Und er sog den Bratenduft ein, der herausströmte, und sah den Gästen zu, die zwischen Oleanderbäumen vor dem Hause saßen und viertelstundenlang auf der Speisekarte suchten, bis sie gnädig sich für ein Gericht entschieden.

An einem solchen Sommersonntag – sie hatten in der vorhergehenden Woche nichts verdient, weil der Regen in Strömen gefallen war – stand er mit einem Magen, der vor Hunger wie eine junge Katze winselte, vor dem »Greifen«.

Eben als er sich an die Mauer neben dem Eingang lehnt, weil ihn schwindelt, kommt ein Herr in hellem Sommeranzug heraus. Sein Gesicht glüht noch von der genossenen Mahlzeit. Er stochert in den Zähnen, zündet sich eine Zigarre an und winkt träge einen Fiaker herbei. Im Augenblick, als er in den Wagen steigen will, sieht er das schmale Knabengesicht dicht vor sich, zwei Augen, die ihn in finsternem Hasse anstarren.

Unwillkürlich zuckt er zusammen.

»Was hast du mir Grimassen zu schneiden, Tier?« Er näherte sich drohend dem Jungen.

Der Knabe erblaßt. »Ich ... Grimassen? Ihr irrt Euch.«

Der Dicke giebt ihm eins hinters Ohr und fährt ab. Unter der Thür wird die derbe Gestalt des Hausknechts sichtbar.

Gaetano ist wie der Wind verschwunden. – –

Eines Tages hatte die Zia, die kränkelnde, verrunzelte Frau des Steinklopfers, die Kühnheit, sich hinzulegen und zu sterben. Gaetano mußte jetzt Mutter spielen. Er blieb oft zu Hause und kochte oder er schleppte das kleinste Kind auf den Armen herum und sang dazu Lieder.

Die andern hingen sich dann an seine Beine und wendeten seine Taschen um, um darin ein Krümchen oder ein Spielzeug zu finden. Die große, schwarze, viereckige Kammer, die sie bewohnten, mit ihrem Lehmbooden und den Maisstrohbündeln in den Ecken,

ihren Betten, war für den Jungen ein trostloser Aufenthaltsort. Lieber noch arbeitete er draußen in der sengenden Mittagsluft. Da sah er die ganze Herrlichkeit Gottes um sich gebreitet.

All die wunderbaren in goldenem Violett schimmernden Berge, die Seen mit ihrem halbversteckten Flimmer, die Täler mit ihren gelben Hütten, ihren üppigen Kastanienwäldern. Oft entfiel der wuchtige Hammer seinen Händen, und er starrte mit angehaltenem Atem hinaus. Es war ein seliges Untertauchen, ein weiches Zuhüllen seines Jammers, eine Zärtlichkeit, die da seinen Blicken begegnete.

Dann fühlte er plötzlich eine Faust im Nacken. »Hundejunge, du faulenzst schon wieder!«

Und er spie verächtlich aus und klopfte weiter die heißen Steine ...

Eines Tages, als sie auf der Straße saßen, es war gegen Abend, kamen ihnen zwei Personen entgegen, der Arzt von S. Zeno und dessen Tochter.

Der alte Mann nickte freundlich.

»Na, Paolo, du hast schöne Hoffnungen für drüben, da du hier soviel Hitze ausstehen mußt.«

Der Steinklopfer blies sich den Staub von den Händen.

»Grazie, Signore, grazie! Ich hoffe auch auf die ewige Seligkeit, aber, sagt selbst, könnte der gute Gott uns nicht ein wenig, ein ganz klein wenig Vorgeschmack schon hier zu teil werden lassen?«

Der Alte lächelte.

»Hm, hm, hast nicht Unrecht. Sei versichert, wenn ich da oben eine Stimme hätte, ich spräche ein gutes Wort für dich.«

»Eure Polenta ist euch wohl sauer geworden, wie?« wandte er sich an Gaetano, der die ganze Zeit über stumm weitergeklopft hatte. Der Junge hob den Kopf.

»Ich weiß nicht, Herr.«

In diesem Augenblick gewahrte er das Mädchengesicht vor sich. Es hatte die Farbe einer blassen Rose, und zwei blaue Augen, blau wie der italische Himmel, blickten aus ihm.

»Poverino!« sagte sie leise, und strich sich die dunkelblonden Locken aus der Stirn. Gaetano sah sie an.

Sie war längst mit ihrem Vater den absteigenden Pfad nach Kaltern hinab verschwunden, und noch immer sah er sie an der Stelle, auf der sie gestanden.

Poverino! Poverino!

Er ließ sich ganz sacht auf den Rücken gleiten und blickte über sich ins Blaue.

Poverino!

War es möglich, daß ihm jemand ein gutes Wort gesagt hatte? Und die! Sie war aus dem Nachbarort, aber er hatte sie noch nie gesehen. Er vermied es, in die Gesichter der ihm Begegnenden zu blicken. Gewöhnlich entdeckte er da einen Ausdruck, der ihn nicht erfreute. »Du Ausbund, du Gassenjunge« las er in ihnen. Oder bei jungen Mädchen die Furcht vor ihm. Hatte er doch schon mehr als einer einen boshaften Schabernack gespielt, ihnen ein Stück Zopf abgeschnitten oder ein häßliches Insekt in den Nacken gesteckt.

Poverino!

Und auf einmal schrie etwas heiß und wild in ihm auf. Er schleuderte den Hammer bei Seite, lief davon, und legte sich im Wald aufs Gesicht. Als er am Abend heimkehrte, schlug ihn der Alte.

»Verdammt Tunichtgut! ich werde dir geben, wegzurennen, und dich schlafen zu legen. Essen ja, aber arbeiten, nein. Wart Bursche.«

Gaetano reckte sich auf, und als ihm die Schläge zu toll wurden, umschlang er Paolo mit seinen beiden jungen sehnigen Armen und drückte ihn in eine Ecke. Vor den Kindern that ers. Sie schrieten Zeter und Mordio, denn sie glaubten, er würde den Vater töten. Natürlich war seines Bleibens im Hause nicht mehr. Er ging noch

in dieser Nacht fort. Er schlief in den Weingärten und nährte sich von gestohlenem Obst. So trieb ers einige Zeit. Dann wurde ihm das beständige sich Verstecken langweilig. Er ging nach S. Zeno. Nicht weit von der schönen alten Villa, in der *sie* mit ihrem Vater wohnte, stand eine Schmiede. Hier verdingte er sich.

»Ich kann den Hammer schwingen« sagte er, und seine Augen funkelten im Bewußtsein seiner jungen Kraft. Der Meister, ein alter, prächtiger Weißkopf, dem die freie Art des Burschen gefiel, behielt ihn. Er arbeitete nur mit einem alten mürrischen Gesellen und erfrischte sich an der Lebendigkeit des Jungen. »Wenn du nur nicht so faul wärest, Kreatur«, sagte er oft in gutmütigem Zorn, seine Hand in Gaetanos Lockenmähne vergrabend.

»Ist sie nicht wie eine weiße, schlanke Kerze, die goldenes Licht ausströmt?« flüsterte Gaetano, als Margherita vorüberschritt. »Ob sie wieder: »Poverino« sagt?«

Und er warf den Hammer weg und lief auf die Straße ihr nach.

»*Bona sera*«, stotterte er.

Sie nickte leicht und blickte gleichgiltig an ihm vorüber.

Sie erkennt mich nicht mehr, jammerte es in ihm.

Dann kehrte er in die Schmiede zurück und brüllte ein wildes ausgelassenes Lied. Aber so oft sie vorüberkam, wurde er still, und über sein Angesicht flog ein feines Blaß. Dann mochte er stundenlang nichts thun. Und seine Wange in die rußige Hand lehnd, setzte er sich auf die Schwelle und starrte hinaus.

Einmal stellte sich Christophoro, der Schmied, breit vor ihn hin.

»Was meinst du wohl eigentlich von mir? Ich halte dich nur um dich zu füttern, eh? Du Narr, du! Könntest hier Brot und ein Dach haben dein Lebelang, denn ich bin dir nicht gram, aber bei deiner verdammten Faulheit –«

»Ihr seid mir nicht gram? Ha ha ha, Ihr seid mir nicht gram! Weil ich einen besseren Hammer schwinge als Pietro, der Alte,

weil meine Lieder euer Podogra verscheuchen, deshalb seid ihr mir nicht gram!«

Er verließ auch den Schmied.

Tag und Nacht strich er in der Nähe umher. Und wenn es ihm glückte und er sie sah, vergaß er Hunger und Glut und alle Unbilden und jubelte wie ein vom Christ beschenktes Kind.

Am besten gefiel sie ihm, wenn sie ihr weißes Kleid trug. Wenn der Wind ihr goldenes Haar lockerte und ihre Gewänder an den schlanken Leib schmiegte, daß dessen reine, edle Linien sichtbar wurden. Nur dumpf ahnte der Jüngling, was ihm so an ihr gefiel. Er spürte bei ihrem Anblick leise, süße Musik durch sich gehen; was die bedeutete, war ihm nicht klar. Er grüßte Margherita, wenn er ihr begegnete, und sie dankte mit ihrem gleichgültigen, zerstreuten Nicken, wobei sie ihn eigentlich gar nicht ansah.

Dieses Leben mit seinen langen, blauen, unausgefüllten Tagen begünstigte seine Träumerei. Er lag irgendwo in der Nähe ihrer Villa im Schatten und starrte auf ihr Fenster. Er sah sie im weißen Linnenkleide, das feine, blonde Haar aufgelöst, die Hände über die Brust gefaltet, wie eine Immaculata. Und dann sah er seinen schwarzen, verwilderten Lockenkopf in ihren Schooß sich schmiegen, und fühlte laue, große Thränen aus ihren Augen auf sich herabrieseln. – Mehr träumte er nicht.

Und da geschah die große Sünde, das Unerwartete, das in jedes Jünglings Leben sich ereignet: die weiße Jungfrau, um die seine anbetende Seele Schleier und Aureolen gewoben hatte, stieg in den Staub der Alltäglichkeit und wurde ein Weib wie andere.

Und der arme Junge sah sich plötzlich vor einem leeren Altar knien. – –

Eines Abends, als sie ausging, um frische Luft zu schöpfen, schritt ein Mann neben ihr. Er war dunkel und sonnenverbrannt, und die Leute sagten, er sei ein Vetter von ihr, der sich lange Jahre auf fernen Meeren umhergetrieben hätte.

Borromeo war schön und hatte etwas Gnädiges an sich, wie reiche Leute, die sich ihres Gutes bewußt sind. Gaetano haßte ihn vom ersten Blick an. Und er sah, wie sie vertraulich ihren Arm in den seinen legte und süß zu ihm redete. Und er sah sie, wie sie beide in ihres Vaters Haus verschwanden. Er rautte sich die Haare vor Elend und Ohnmacht.

Und jetzt auf einmal, da er einen Mann in ihre Aureole greifen sah, erwachten in ihm heiße, wahnsinnige Empfindungen für sie. Jetzt auf einmal wurde vieles klar in ihm, was ihm früher undeutlich war.

»Er ist wohl ihr Bräutigam«, sagte er einmal zu dem Diener ihres Hauses.

Beppo nickte. »Sie werden eben aufgeboten, dann heiraten sie und ziehen von hier fort.«

Sie wurden aufgeboten! Warum nahm sie *den*? Was hatte er um ihretwillen gethan? Hatte er für sie gehungert und auf ein festes Dach über dem Haupte verzichtet, wie er? Lag er Tag und Nacht auf der Lauer vor ihrer Schwelle, um ihren Schatten zu begrüßen, wenn er sich auf den Vorhängen ihres Fensters abhob? Lief er für sie Gefahr, täglich von Karabinieri als Unterstandsloser aufgefangen zu werden, bloß um nach Herzenslust an sie denken, von ihr träumen zu können? O dieser gleichgiltige, gewöhnliche Mensch, der, ohne zu opfern, zu lieben glaubte, und einfach genoß, wo ein Anderer aus Anbetung sich zu Tode hungerte.

Wenn ich ein reicher Mann wäre und vornehme Verwandte hätte, könnte ich auch um sie freien. Und eine feurige Blutwelle stieg Gaetano zu Kopfe. Wie konnte er sich schnell in den Besitz von Geld setzen? Irgend einem der reichen Müßiggänger das Lebenslicht ausblasen? Ha, das ging! Aber dann war noch immer der Andere da.

Der Andere! Sollte er den auch gleich zwei Verbrechen auf seine Seele laden?

Und am Ende, wenn er es gethan hatte, wenn er seiner Seelen Seligkeit für sie verkauft hatte, wollte sie ihn gar nicht! Ha ha ha!

Die Bauern von Kaltern kamen herauf, spannten ihre Zelte in den Bergwiesen auf und begannen ihre Sommercampagne, uraltem Gebrauch zufolge, im Freien zu feiern. Gaetano wich ihnen scheu aus. Ihm war alles lästig, was ihn in seinen unablässig auf das Eine gerichteten Gedanken störte. Er fühlte wilde Kräfte in seinen Fingerspitzen glühen, und die friedlichen Bauern mit ihren frommen Gesängen am Abend verbitterten ihn noch mehr.

Diese sanften Gesänge, die Männer und Frauen, um ihre Feuer gelagert, in die tauigen Wiesen hinausklängen ließen, machten ihm das Bild seiner großen, todöden Einsamkeit um so deutlicher. Und er war doch so genügsam! Er beanspruchte nichts weiter, als vor einem Heiligenbild auf den Knien liegen zu dürfen. Aber selbst dieses bescheidene Glück sollte ihm geraubt werden.

Diese aufwühlenden, weich machenden Weisen! Er warf sich auf die feuchte, sommersatte Erde und drückte den Kopf ins Moos. Er zerbiß die Gräser mit seinen weißen, hungrigen Zähnen. Und dann fühlte er wieder das heiße Zittern in seinen sich spreizenden Händen.

Ein Mann sucht immer seine Mutter im Weibe; selbst in den heißesten erotischen Momenten ist er das Kind, das an ihrer Brust ruhend, nach Stillung schreit. Gaetano krankte vor Sehnsucht nach weichen, beruhigenden Händen, nach einem Kleidsaum, auf den er seine ersten heißen Thränen tropfen lassen durfte. Und weil er so wild und verkommen, so ungeliebt und gehetzt war, hatte er sich die Sanfteste, Reinste, Geliebteste, Behütetste ausgesucht – die Lichteste, er der Dunkle.

Du sollst nicht sein werden, sein, des Diebes, der hierherkam, dich zu stehlen, ächzte er.

Als der Augustmond voll und überströmend vor Glanz über die heuduftigen Wiesen zog, verließ er sein Versteck und näherte sich ihrem Hause. Dort kauerte er sich nieder.

Gegen Morgen kam Beppo heraus, eine Laterne in der Hand, und schritt nach dem neben dem Wohnhaus liegenden Stall. Gaetanos Augen begannen zu glühen. Wer ging da fort?

Er vielleicht. Er umschlich den Stall und horchte. Beppo fütterte die Pferde und schob dann das Wäglein aus der Remise. Gaetano steckte sein verzerrtes Gesicht durch die Spalte der angelehnten Thür.

»Ists Borromeo, der abfährt?«

Der Diener schreckte zusammen, dann einen Fluch über den Eindringling unterdrückend, sagte er rauh:

»Und wenn ers wäre, was gings dich an, Wegelagerer?«

O, mehr wollte Gaetano ja nicht hören. Er stieß einen heiseren Laut der Freude aus und war plötzlich im Dämmerlicht verschwunden.

Ein Reiter oder Wagenlenker brauchte von hier aus ungefähr zwei Stunden, bis er zur Landstraße kam, die in starken Serpentinien nach unten führte. Der Abfahrende konnte keinen andern als diesen Weg wählen, da die Straße nach der andern Richtung hin sich bereits nach kurzem verengte und dann für Reiter unpassierbar war. Gaetano beflügelte seine Schritte. Wenn er bei der ersten Serpentine Borromeo an sich vorbeifahren ließ, war er Herr über dessen Leben und Tod.

Auf der Bergstraße, die erst jüngst vollendet worden war, lagen noch aufgeschichtete Steine. Gaetano verstand gut zu zielen. Ein Granitbrocken genügte, um den Schädel des süßen Borromeo zu zertrümmern.

Den Boden kaum mit den Füßen berührend flog er dahin, um dem Andern zuvorzukommen. Alle Gewalten des Bösen waren in

ihm losgelassen; er ließ sich treiben von ihnen, von dem Blutrausch, dem uralten Erbe seiner Vorfahren in fernen Jahrhunderten.

Einige draußen nächtigende Kühe flohen erschreckt, als der Aufgeregte an ihnen vorbeistürmte. Ein alter Schäfer schlug bestürzt das Kreuz.

Drüben am Horizont, der über den Trienter Bergen voll dunkel geballter Wolken hing, schlich ein fahles Rot hervor und warf seinen ungewissen Schimmer in die Abgründe und Schluchten, an denen Gaetano vorbeikam. Mehrere Male war ihm, als höre er dicht hinter sich Pferdegetrappel. Er sah sich um und rannte weiter. Und plötzlich atmete er auf; er war am Ziel. Da unten beginnt die erste Serpentine, da ist das Lärchenwäldchen, in dem er sich versteckt halten wird.

Sollte sein erster Wurf mißlingen, so läuft er oberhalb der Straße am Felsenkamm weiter, und schleudert solange bis er trifft. Der Untenfahrende ist ganz in seiner Gewalt, denn die andere Seite der Straße fällt fast senkrecht hinab. Kein Mensch, viel weniger ein Wagen kann sich dort hinab retten. Vielleicht nur jemand, dem wie ihm ein Würzelchen genug Raum bietet, um daran hängend Tod zu säen. Er wirft sich auf die Erde und lauscht. Da rollt es im Boden, die Zweige über ihm beginnen zu zittern, der Wagen naht ...

Gaetano erhebt sich, eilt die gebüschbewachsene Böschung hinab, erfaßt einen wuchtigen Stein und schleudert.

Das Gespann jagt weiter.

Er hat also das Ziel verfehlt. Im Nu gleitet er über die Felsmauer, überquert die Straße, sieht unter sich auf der zweiten Serpentine die Pferde heranstürmen und wiederholt seinen tödlichen Wurf. Da, ein Krach, ein Knirschen, Schnauben, ein dumpfes Rollen, dann alles still. Die scheuenden Tiere sind in der Tiefe verschwunden. Die That ist geschehen ...

Hinter den Trienter Bergen flammt das Rot auf und übergießt die Landschaft, die Felsen, Thäler und Seen mit Blutschein. Ein fernes Gewitterrollen dringt herüber. Kein Blatt bewegt sich. Einen Augenblick erdrückende Lautlosigkeit. Dieser Augenblick ist eine Ewigkeit innerer Erlebnisse für Gaetano. Er ist in die Kniee gebrochen, aus seinem fahlen Gesichte quellen die Augen hervor, seine Haare tropfen. Die Ahnung dessen, was er gethan, dämmert in ihm auf. Er hat getötet. Er hat seine Seligkeit für immer verscherzt. Er ist ein Verfluchter, ein Kain.

Er hat einen Unschuldigen ermordet. Einen, der von *ihr* geliebt wurde. Traf er *sie* nicht in ihm, da die sich lieben, *eins* sind? Vergoß er nicht *ihr* Blut mit dem seinen, *ihrs*, *ihrs*? Er wirft sich in den Staub der Straße.

Verfluchter, Verfluchter! –

Da hört er Stimmen hinter sich.

Um die Biegung des Weges, von oben her, kommen zwei Gestalten. Zwei hohe, schlanke Gestalten, eine Frau und ein Mann. Sie ist weiß gekleidet; blondes Haar fällt ihr über die Hüften; in ihren Händen wiegt sich ein Strauß hochstieliger Blüten. Der Mann an ihrer Seite ist bleich, doch gefaßt. ...

Gaetano starrt und starrt.

Dann rutscht er ihnen auf den Knien entgegen:

»Heilige Margherita, bitte für mich! ich habe dich getötet, dich in ihm; eure heiligen Seelen kommen mir entgegen Rechenschaft zu fordern, heilige Margherita!«

Borromeo neigt sich forschend zu dem Stammelnden. »Der Schrecken hat ihn verwirrt, die Pferde scheinen ihn verletzt zu haben. Er blutet.«

Margherita zieht ihr weißes Tüchlein aus der Brust und reicht es ihrem Begleiter. Er faßt Gaetanos Hände.

»Komm zu dir, junger Freund, wir sind ja alle drei heil. Du wirst es auch bald sein. Es war kein Teufelsspuk, siehe, wir wollten nach

Bozen hinab; an der ersten Wegbiegung scheuten die Pferde, wir stürzten aus dem Wagen, aber Gott hat uns beschützt. Also erhol dich!«

Der Jüngling, noch immer auf den Knien, starrt beide an.

»Ich hätte euch nicht getötet? Ich wäre kein Mörder? ihr lebtet wirklich?«

Er betastet Margheritas weißen Kleidsaum.

Die Beiden sehen sich an.

»Es ist nur eine augenblickliche Verwirrung«, flüstert Borromeo, und dann:

»Nein, du hast uns nicht getötet, Freund. Sieh, wir sind ganz heil, nur ihre Flechten haben sich gelöst.« Seine Blicke gleiten voll Liebe über die Jungfrau. »Selbst die Blumen, die sie der Madonna bringen will, sind unversehrt geblieben.«

»Heilige Margherita« schluchzt der Knieende, und während die Thränen in siedender Fülle über seine Wangen stürzen, breitet er die Arme nach ihr empor. Da neigt sie sich von himmlischer Barmherzigkeit fortgerissen zu ihm nieder, umfaßt seinen Kopf und drückt ihre jungfräulichen Lippen auf seine Stirn. ...

Er ist gerettet.

Das kleine Hündchen

1.

»Wunderlich, wunderbar.«

»Das finde ich gar nicht. 's ist eben eine fixe Idee, an der unser Bekannter leidet.«

»Fixe Idee? Da irrst du. Der Mann wäre viel zu klug, um sich das nicht selbst zu sagen. Es muß mehr als bloße Sinnestäuschung sein.«

Dieses Gespräch wurde im Kaffeehaus einer kleinen süddeutschen Stadt geführt. Es waren drei junge Leute, die hier öfters zusammenkamen, um ihre Meinungen und Ansichten auszutauschen. Während sie sich unterhielten, war ein Vierter eingetreten, ging jetzt auf sie zu und ließ sich bei ihnen nieder.

»Wir haben soeben von Ihnen gesprochen« bemerkte der eine der Freunde, »Bolz meint ganz richtig, Sie müßten mit irgend einem Bekannten zusammenziehen; das Alleinsein taugt nicht für Sie.«

»Wirklich Breitner, das sollten Sie aufstecken. Es ist die Ursache aller Ihrer —«, er stockte und setzte hinzu: »all Ihrer Unbehaglichkeit. Wenn ich mir vorstelle, daß ich so ganz mutterseelenallein in einer eigenen Wohnung hauste, die während meiner Abwesenheit von einer alten Aufwärterin in Ordnung gebracht wird, daß ich Tag und Nacht mir allein überlassen wäre, Donnerwetter, ich glaub ich würde selbst schwermütig.«

Ueber Bertram Breitners Gesicht flog ein Lächeln.

»Lieber Bolz, dasselbe was Sie mir sagen, habe ich mir unzähligmale selbst gesagt. Ich habe auch den Versuch gemacht, mit Bekannten zusammen zu hausen. Aber —«, er lehnte sich mit merkbarem Unmut zurück, »weshalb reden wir wieder von mir?

Sprechen wir doch von anderen Dingen. Haben Sie Pichler nicht wieder gesehen? Er sagte mir jüngst, er würde Ende dieser Woche nach London reisen. Er wolle sich dort an einer großen überseeischen Unternehmung beteiligen. Kellner, ein Glas Wermut und eine Manilla.«

Die Freunde schwiegen einen Augenblick; dann sagte der eine:

»Wo werden Sie den Rest des heutigen Tages verbringen? Wollen Sie sich uns nicht anschließen? Wir gehen nach dem Kegelklub.«

Breitner trank seinen Wermut in einem durstigen Zuge aus. »Danke für die freundliche Einladung, habe aber schon über den heutigen Abend verfügt.«

Man plauderte noch ein wenig, dann erhoben sich die drei Freunde. Bei ihrem Aufbruch stieß einer von ihnen an Breitners Stuhl an. Breitner warf einen bestürzten Blick neben sich und verfärbte sich ein wenig. Er blieb noch eine Weile, nachdem die Andern sich entfernt hatten. Er versuchte eine Zeitung zu lesen, legte sie aber bald wieder fort. Nachdem er noch zwei Gläschen Wermut geleert hatte, erhob auch er sich und ging.

Auf der Straße, als ihn niemand beobachtete, trat ein verängstigter Zug in sein Gesicht. Dann und wann blieb er stehen und sah an seine rechte Seite, als ob er da etwas oder jemanden erblickte.

Er ging nach einer entlegenen Straße, trat in ein kleines einstöckiges Haus und klingelte an einer Thür zur ebenen Erde. Eine alte Frau mit ehrwürdigen Zügen öffnete und schüttelte ihm herzlich die Hand.

»Herr Breitner! Kommen Sie nur herein. Klara wird gleich da sein.« Sie traten in ein helles, freundliches Zimmer mit weißen gehäkelten Schutzdeckchen auf den Möbeln und vielen Blumen am Fensterbord.

Die alte Frau zog Bertram neben sich auf das Sofa.

»Mir ists ganz recht, daß ich Sie einmal allein sehe. Ich möchte eine Frage an Sie richten. Sie sind ein Jahr lang in unserer Stadt,

seit drei Monaten besuchen Sie uns. Sie nehmen Interesse an meiner Tochter, ja, Sie wünschen ihr Herz zu gewinnen, um sie zu Ihrer Gattin zu machen. Verzeihen Sie es einer Mutter, wenn sie neugierig ist, über den Mann Näheres zu erfahren, dem sie ihr Kind anvertrauen soll.«

Bertrams Wangen waren noch blasser als sonst geworden.

»Fragen Sie, gnädige Frau, ich begreife Ihren Wunsch vollkommen.« Er lehnte sich in die Sofakissen zurück.

»Aber meine Fragelust scheint Ihnen Weh zu bereiten, ich sehe an dem Ausdruck Ihres Gesichts.«

Er machte eine ungeduldige Handbewegung. »Lassen Sie das, reden Sie nur.«

»Also –«, die alte Dame schraubte die Lampe etwas höher – »weil Sie sind so seltsam? Sie sagen, daß Sie wohlhabend seien, und haben mich sogar über die Höhe Ihres Vermögens unterrichtet. Sie begannen zu studieren, brachen ab. Sie wollten Landwirtschaft betreiben, gingen aber nicht über den Vorsatz hinaus. Dann trafen Sie Maßregeln, eine Reise um die Welt zu machen; aber gleich nach den ersten Vorbereitungen gaben Sie auch diesen Plan auf. Sie haben mir das alles selbst erzählt. Ich weiß nicht, wenn ein anderer Mann so handelte, ich würde einfach denken, er sei eben ein wandelbarer Mensch ohne festen Charakter. Aber Sie machen so gar nicht den Eindruck der Flatterhaftigkeit. Erklären Sie sich mir ein wenig, erzählen Sie. Als Sie eines Tages eintraten, um auf eine Anzeige hin, die ich in der Zeitung erließ, einige Bestellungen zu machen, dachte ich im ersten Augenblick, nicht unsere Nähkünste, sondern die Anmut meiner Tochter habe Sie hierhergezogen. Aber bald wurde ich meinen Irrtum gewahr. Sie hatten mein Kind noch gar nicht gesehen. Als Sie Klara erblickten, ging ein Strahl der Freude über Ihr Gesicht. Sie, der reiche Mann, behandelten die beiden armen Frauen mit einer Ehrerbietung, die uns bewegte. Sie wußten damals ja noch nicht, daß wir Verhältnissen entstammen,

die uns allerdings berechtigten, dieses Entgegenkommen von aller Welt fordern zu dürfen. – Genug, wir gewannen Sie herzlich lieb, und ich hatte eine Empfindung des Glückes, als Sie mir eines Tages anvertrauten, daß Sie mein Kind lieben. Verscheuchen Sie nun diesen Schatten eines mir selbst unklaren Argwohns, erklären Sie mir Ihr Wesen und seien Sie der aufrichtigsten Teilnahme gewiß.«

Sie nahm liebevoll seine Hand in die ihre. Er machte eine Bewegung mit den Lippen als ob er lächeln wollte, erhob sich, ging etlichemale auf und nieder und kehrte wieder auf seinen vorigen Platz an die Seite der alten Dame zurück.

»Gnädige Frau, was soll ich Ihnen sagen? Sie fordern einfach, daß ich mir selbst mein Todesurteil spreche. Ich habe lange diesen Augenblick erwartet, aber gewünscht, ihn noch hinausschieben zu können. Natürlich – ein Unglücklicher geizt ja mit den Stunden seines Glücks. Gnädige Frau!« er erhob sich sehr blaß und stellte sich vor die alte Dame hin, »sehen Sie mal, bitte, hierher an meine rechte Seite. Was erblicken Sie da neben mir? Nein, nein, nicht so hoch, niederer!« er wies in der Höhe seines Knies hin.

Frau Scheelhausen konnte sich eines leisen Schreckens nicht erwehren.

»Aber nichts, nichts sehe ich, bester Breitner« sagte sie betreten.

Er lächelte bitter. »Auch Sie nicht. Nun denn. Sehen Sie, hier, fast an meinem Bein angeschmiegt, steht ein kleines schwarzes Hündchen. Sehen Sie es nicht? Es ist von der Größe eines mittleren Rattlers, dunkelhaarig, mit stumpfen schwarzen Augen, die sich von Zeit zu Zeit fragend oder sinnend, ich weiß nicht, auf mich richten. Sehen Sie es wirklich nicht, *Sie* auch nicht?«

Es lag etwas Verzweifeltes im Tonfall seiner Stimme.

Die alte Frau sah gespannt auf die angegebene Stelle.

»Nein Breitner, bei der Liebe Gottes, ich kann nicht das geringste entdecken.« Dann schlug sie die Hände vor das Gesicht und begann bitterlich zu weinen.

»Ein Wahnsinniger, nicht wahr?« sagte er höhnisch. »Und einem Wahnsinnigen giebt eine Mutter ihr Kind nicht, natürlich nicht. Guten Abend, gnädige Frau.«

Er trat zur Thür. Sie ergriff ihn an der Hand und zog ihn zurück. Ihre guten, von Thränen gebadeten Augen verschwiegen ihr Entsetzen und hatten nur einen Blick des innigsten Mitgefühls für ihn.

»Nein Breitner, so dürfen Sie nicht von mir gehen, so nicht. Erzählen Sie mir von der Sache. Wann hatten Sie jene – Hallucination zum erstenmale?«

»Es ist keine Hallucination« sagte er fest, »und ich *will* nicht, daß Sie es als solche empfinden. Thun Sie es, dann müssen Sie mich ja als Irrsinnigen betrachten, und der bin ich nicht, ich schwöre es Ihnen.«

Er fiel kraftlos auf einen Sessel.

Sie ließ sich in seiner Nähe nieder und strich beschwichtigend über seine Hand.

»Ich halte Sie gewiß für keinen Irrsinnigen, Breitner.«

»Aber ich verzichte auch auf Ihr Mitleid.« Er entzog widerwillig seine Hand ihrer Liebkosung. »Ich will, daß Sie trocken sagen: ›Nun ja, vielleicht giebts doch in der Welt der Möglichkeiten einen Fall, daß dieser Hund thatsächlich neben Ihnen herläuft, aber von niemand Anderem als von Ihnen erblickt wird.« Er strich sich das braune Haar aus der Stirn. »So will ich es; für andere Empfindungen mir gegenüber danke ich. Da bleibe ich lieber, was ich bisher war: ein einsamer, fürsichgehender Mensch.«

»Sagen Sie mir nur eins, lieber Breitner.« Die alte Frau wendete in anscheinender Gleichgiltigkeit ihre Blicke von ihm ab und richtete sie auf den grünen Schirm der Lampe. »Wann sahen Sie den Hund zum erstenmale?«

Er sann einen Augenblick nach.

»Wann? Vor zwanzig – nein, einundzwanzig Jahre ists her. Meine Mutter weilte in einer Sommerfrische mit mir. Es war kurz nach dem Tode meines Vaters. Eines Tages, ich zählte fünf Jahre, entlief ich in übermütiger Tollheit meiner Mutter, die auf einem Spaziergang mit mir begriffen war, rannte ans Ufer des reißenden Mühlbachs, strauchelte und stürzte ins Wasser. Ich ging sofort unter. Meine Mutter, ohne sich zu besinnen, sprang mir nach und suchte mich zu retten. Als ich die Besinnung wieder erlangt hatte, waren mehrere Wochen seit jenem Ereignis vergangen. Meine Mutter war bei ihrem Versuch, mich zu retten, ertrunken.«

Er hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort: »Mein erster Augenaufschlag damals ließ mich ein schwarzes Hündchen erblicken, das am Fußende meines Bettes saß und mich ansah. Man glaubte, ich phantasiiere. Später nahm mich eine ältere Verwandte meiner Mutter zu sich.

Ich lernte das Schweigen, um nicht von allen als Narr angesehen zu werden. Ich lernte meine Augen Lügner nennen, um nicht mit dem, was sie erblickten, rechnen zu müssen. Ich lernte meinen gesunden Verstand unterdrücken, um nicht den Glauben an den gesunden Verstand Anderer opfern zu müssen. Ich wollte mich bemühen, mir selbst als wahnsinnig zu erscheinen, aber mein Gehirn empörte sich dagegen. Nein, ich fühlte es ganz tief und deutlich: ich war kein Irrsinniger. Je mehr ich heranwuchs, je inniger ich mich mit philosophischen und anderen Studien beschäftigte, um so klarer erkannte ich, daß ein Mensch, der den schwierigsten Gedankenwegen Anderer mit Leichtigkeit folgte, die spitzfindigsten Schlußfolgerungen der Logik begriff, unmöglich ein Verrückter sein konnte.

Ich beherrschte mich mit eiserner Anstrengung, ich verschwieg das Dasein meines stillen Gefährten Bekannten und Freunden; aber dann und wann konnte ich einen Blick nach der Stelle hin, wo er sich beständig befand, nicht unterdrücken, eine Bewegung

nicht vermeiden, die man vielleicht macht, um einen belästigenden Gegenstand von sich zu entfernen. Der Blick, die Bewegung wurden meine Verräter. Ich erweckte zuerst Gelächter, dann Schrecken, dann zum Schlusse das Quälendste: Mitleid mit dem sonst harmlosen, armen Narren. Ich habe Medizinen getrunken, mit nüchternen Materialisten Bruderschaft geschlossen, ich habe zur Religion meine Zuflucht genommen, durch mannichfaltige tolle Streiche meiner Natur, meinen Sinnen eine andere Richtung geben wollen.

Ich habe ein Kind zu mir genommen. Eines Tages lief der Bube voll Grauen zu seiner im tiefsten Elend lebenden Pflegemutter zurück. Es wäre immer etwas neben mir, nach dem ich griffe, nach dem ich schielte. Ich habe Freunden Gutes gethan, um sie mir zu eigen zu machen. Sie verzichteten auf meine Wohlthaten und verließen mich mit Frösteln. Ich habe an die Herzen stolzer, vorurteilsloser Frauen gepocht. Aber als sie mich näher kennen lernten, wandten sie sich traurig von mir ab.

Eines Tages kam ich in diese kleine Stadt, wo mich niemand kannte. Ich mietete mir eine Wohnung und wollte aufs neue zu leben, Freunde zu gewinnen versuchen. Ich lernte Ihre Tochter kennen. Ich bin kein fliegender Holländer, der erlöst sein will. Ich wünsche eine kluge Frau, die nicht über das ihr Ungewohnte erschrickt und die Flucht ergreift; die nicht mitleidig meine Stirne streichelt, sondern tapfer dem stillen Gefährten ins Auge zu sehen wagt, nicht ängstlich schweigt, sondern über die Thatsache mit mir spricht. Nun habe ich Ihnen gebeichtet. Möge Ihr Kind mir die Absolution nicht verweigern für eine Schuld, die ein wunderliches Geheimnis des Himmels ist.«

Er stürzte hinaus. Die alte Frau faltete die Hände.

2.

Einige Tage vergingen. Einmal gegen Abend klingelte er wieder an.

Klara kam ihm entgegengeeilt und streckte ihm beide Hände hin.

»Da sind Sie ja! Endlich! Seien Sie herzlich begrüßt! Wie gehts Ihnen? Womit verbringen Sie Ihre Tage? Wir haben uns ja lange nicht gesehen.«

Sie zog ihn neben sich auf einen Sitz nieder. Er sah sie betroffen an. Ihr schönes feines Gesicht brannte, ihre Lippen umspielte ein Lächeln, das ihm fremd an ihr war. Er beantwortete ihre Fragen; sie ließ ihn jedoch kaum ausreden. In hastiger, übersprudelnder Weise erzählte sie ihm Dinge, die von keinerlei Interesse für ihn waren. Dabei warf sie von Zeit zu Zeit einen flüchtigen, jagenden Blick auf ihn. Er wurde immer verwunderter. Was mochte sie haben, sie, deren vornehme Ruhe, deren stolze Haltung bei all ihrer versteckten Wärme ihn so angezogen hatte.

Er hatte ein tiefes, wunderbares Wort von ihr erwartet, einen stummen Händedruck nach der dunkeln Geschichte, die ihr die Mutter sicher mitgeteilt hatte. Er hatte erwartet, daß sie ihm sagen würde: »Ich will dir helfen, das Rätsel zu tragen, ich will mit dir stark sein und deine Augen mit meinen sonnigen Blicken stählen, daß sie lachen lernen, deine armen Augen«. Statt dessen suchte sie durch hüpfende Gedanken, durch zerstreute Gespräche ihn über sich selbst hinwegzutäuschen. Andere Frauen waren bei seiner Geschichte ängstlich geworden und hatten sich von ihm abgewendet. Manche hatten einen Irrsinnigen in ihm vermutet. Sie that keins von beiden. Sie bemühte sich anscheinend, in seinem Verhängnis eine Schrulle von ihm zu erblicken, über die man ihn hinausbringen mußte. Um diesen Zweck zu erreichen, spielte sie

die plaudersüchtige Schöne, die an den nichtigsten Gegenständen Interesse zu haben schien. O welch schlecht gewähltes Mittel! Welch grausame Enttäuschung für ihn! Er nahm kühl Abschied von ihr. Als er auf der dunklen Straße seiner Wohnung entgegenschritt, dachte er: es ergeht mir wie dem Tod. Die Einen lachen und witzeln über ihn, um sich über ihn hinwegzutäuschen, die Andern verbergen sich ängstlich vor ihm; aber Wenige wagen es, ihm tapfer Aug in Auge zu blicken, seiner ausgestreckten Rechten zu begegnen.

Bertram machte Licht, warf sich auf das Sopha und sah an seine rechte Seite. Der Hund blickte mit stumpfen Augen zu ihm auf.

Was willst du eigentlich, unseliges Geschöpf? Was soll dein stummes Dahinschleichen neben mir? Oder wärest du ein bloßes Phantasiegebilde? Nein, nein. Da stehst du neben mir; ich könnte die Haare deines Felles zählen, ich sehe den eingeklemmten Schwanz, die stierenden, stumpfen, auf mich gerichteten Augen – ewig und immer – bei Tag, bei Nacht. Wenn jetzt ein liebes, treues Weib neben mir säße! Siehst du ihn? würde ich sagen. Sie würde ja oder nein antworten. Aber die bleierne Bangnis wäre unterbrochen. Ich würde vor sie hinknien, meinen Kopf in ihren Schooß legen und sie bitten: O fürchte dich nicht vor mir! Und dann würde ich ihn ihr beschreiben, wir redeten über ihn, und damit wäre der Bann des drückenden Geheimnisses gebrochen. Weshalb erschrickt man nur vor Dingen für die der Verstand keine Erklärung findet? Liegt nicht eine große Feigheit darin? Aber vielleicht würde Klara, nachdem sie die erste Verblüffung überwunden hatte, ihre natürliche, schlichte Einfachheit wiederfinden. Er ließ einige Tage vergehen, dann klopfte er aufs Neue bei beiden Damen an. Die Mutter sah ihn forschend und halb traurig an; die Tochter, auf deren etwas erschöpftem Gesicht er die Spuren innerer Qualen wahrzunehmen glaubte, kam ihm wie jüngsthin mit hüpfender

Heiterkeit entgegen. Er sah ihr ernst und flehend in die Augen. Sie wandte sich ab.

Nach einer in wertlosem Gespräche verbrachten halben Stunde konnte er sich nicht länger beherrschen, er faßte heftig ihre Hände.

»Klara, stellen Sie nun die Kindertanzschuhe fort und seien Sie wieder eine Erwachsene.«

Bei der hastigen Bewegung, mit der er ihre Hände ergriffen hatte, war ihr ein Ausruf des Schrecks entflohn. Sie fürchtete ihn also doch! Ihr lautes Gebahren sollte nur ihr Grauen vor ihm übertäuben. Also doch!

»Klara, behüte Sie Gott!« sagte er mit einer Stimme, die vor Zärtlichkeit und Thränen zitterte, und verließ sie.

Draußen war ihm, als töne ihm ein schwaches Rufen nach. Aber er hörte nicht darauf. Den Kopf mit den blassen gequälten Zügen in den Nacken geworfen schritt er weiter.

Das war der letzte Versuch gewesen. Nun würde er keinen mehr machen. Weshalb auch sich so heftig gegen die Einsamkeit sträuben? War er denn überhaupt einsam? Er blickte neben sich hin. – Dann begann er eine Opernarie zu pfeifen, bezahlte einige Rechnungen und reiste ab.

Man sah ihn auf einem großen Auswandererschiff auf dem Wege nach Australien. Er irrte durch fremde Städte, hörte wunderliche Sprachen um sein Ohr schwirren, sah schwarze, gelbe und braune Menschenantlitze um sich. Aber kein Meer war zu breit, keine Insel zu fern, um den Schatten zu verhindern, ihm Gesellschaft zu leisten. Obwohl Bertram sich dies vorausgesagt hatte, machte es ihn doch unaussprechlich düster und hoffnungslos. Er schloß sich einer Karawane an, die die Wüste durchquerte; auch sein Hund ging mit. Er machte in Gesellschaft eines Abenteurers eine Ballonfahrt viertausend Meter über die Erde mit. Sein Hund fehlte

nicht in der kleinen Gondel. Er stieg in die dunkelsten Schachte in Sibiriens Bleibergwerken, der Hund stieg mit.

Die Leute hielten ihn für einen Schwerkranken, so elend sah er aus. Menschen, mit denen er auf der Reise bekannt wurde, ermahnten ihn zum Arzt zu gehn und prophezeiten ihm sein baldiges Ende.

Er lächelte schmerzlich und beruhigte sie, er hätte seit seinem fünften Jahre nicht besser ausgesehen.

Eines Morgens erwachte er in einer seltsamen Stimmung. Eine Sehnsucht nach etwas, das irgendwo in der Welt für ihn in Erfüllung gehen sollte, pochte an sein Herz. Er befand sich zur Zeit im Norden Amerikas. Er benützte die raschesten Verkehrsmittel, um nach Europa zu kommen. Voll Ungeduld durchmaß er die Gallerie des Schnelldampfers, der ihn heimwärts bringen sollte.

3.

Eines Morgens landete er.

Nun war die Feierstimmung vergangen. Ein dumpfer Druck legte sich auf ihn, eine unbestimmte, packende Furcht. Er wußte auf einmal nicht, was er eigentlich hier wollte, und doch war etwas unbewußt Bewußtes in ihm, das ihn getrieben hatte. Er warf sich in einen Eisenbahnzug, der ihn in die Nähe jener Sommerfrische brachte, in der er als Knabe mit seiner Mutter geweltet hatte.

Der heftige Wunsch war in ihm entbrannt, noch einmal jene Stätte, jenen reißenden Bach zu sehen, der seiner jungen Mutter so verhängnisvoll geworden war. Er mietete sich in einen kleinen Bauernhof ein. Die Gegend hier hatte sich ziemlich verändert. Der einst breite, tiefe Mühlbach war im Laufe der Zeit ein seichtes Wässerlein geworden, das keine Mühle mehr trieb, sondern zahm zwischen kleinen angebauten Gärten dahinrieselte. Es blieb

Bertrams stiller Frage die Antwort schuldig. Das ganze Leben hatte es ja so mit ihm gemacht.

Eines Tages erhob er sich früher als sonst von seinem Lager und machte sich zum Ausgehen fertig. Er wollte heute weit weit wandern. Er war in einer merkwürdig verschleierte Stimmung, die dann und wann ein heller Blitz des Bewußtseins erhellte. Dann sagte er sich, wie schön es sein werde, auf breiter, ebener Landstraße dahinzugehn, einer Gegend zu, die ihm nicht besser bekannt war, als wenn er ihre Schilderung in einem alten halbvergessenen Buche gelesen hätte. Er verließ seinen kleinen Hof und begann rüstig auszusprechen. Er liebte es, so ins Fremde hinein zu wandern, ohne die Namen der Ortschaften zu kennen, durch die er kam.

Gemach mäßigte er seine anfangs hastigen Schritte. Die Hitze wurde immer drückender, je mehr sich der Mittag näherte. Die Straße war von weißem Staub bedeckt. Links und rechts dehnten sich weite Strecken Grasland aus. Manchmal lagen bebaute Felder dazwischen und schmale Wege führten in ein oder das andere Dörflein, das abseits lag. Oftmals führte die Straße auch mitten durch Ortschaften. Bertram blickte mit seinen traurigen Augen auf die kleinen Fenster mit den vielen Blumen davor und schritt weiter. Bauern mit hageren, von der Arbeit erhitzten Gesichtern, die Sense über die Schulter gelegt, begegneten ihm. Sie sahen ihm nach, wie er dahinschritt, bleich und verträumt, eine fremdartige Erscheinung.

Er mußte den Hut vom Kopf nehmen; große Schweißperlen tropften von seiner Stirn. Seine Lippen waren ganz trocken. Dem Stand der Sonne nach zu schließen mußte es Mittag sein.

Er sah sich nach irgend einem Ruhepunkt um. Aber kein Baum, der auch nur den kleinsten Schatten gegeben hätte, war zu erblicken. Eine totenstille bleichende Glut lag über den regungslosen Gräsern der Wiesen. Er ging schweratmend weiter. Da erblickte er ein Feld, dahinter noch eins und noch eins. Aecker folgten. Schweigende,

zur Erde gebückte Menschen hantierten darauf. Ein Kinderwagen mit einem schlafenden Knaben stand am Weggraben. Die Mutter grub nicht weit davon Kartoffeln aus. Bertram ging noch ein Stück weiter. Er fühlte die Kleider am Leibe kleben. Die Straße führte jetzt durch eine Ortschaft hindurch.

Überall dasselbe drückende Schweigen. Die Häuser standen verlassen da.

Es waren wohl ihre Bewohner gewesen, die draußen auf dem Felde arbeiteten. Am ersten besten Brunnen, den er traf, wollte Bertram rasten. Er sah sich um. Die verlassen stillen Häuschen, die menschenleeren Dorfgassen machten einen seltsamen Eindruck. Es lag eine Heimtücke, etwas Verstecktes in dieser Stille bei strahlendem Sonnenschein.

Seine Augen glitten mit leichtem Schauer über die geschlossenen Haustüren. Da kam etwas auf ihn zu, aus einem Gäßlein, das er gar nicht bemerkt hatte. Er stieß plötzlich einen wilden Schrei aus. Sein Körper schnellte nieder, bäumte sich auf und krümmte sich. An seiner rechten Seite stand der Hund und hatte die Zähne tief in sein Bein gegraben. Mit heißem unartikulierten Geschrei suchte er das Tier von sich loszureißen. Er fühlte es unter seinen wehrenden Händen weichen. Er brach vor Entsetzen und Schmerz in die Kniee. Er sah dem Hund nach, der den Schwanz zwischen die Beine geklemmt mit gesenktem Kopf langsam weiterschritt.

Es war *sein* Hund – ein wirklicher Hund, der auf leisen Pfoten dort hinschlich. Bertrams Augen öffneten sich weit. Er griff an die Wunde, sie brannte wie höllisches Feuer. Er sprang auf. Eine schauerliche Befürchtung erfaßte ihn. Wie wenn der Hund, der ihn verwundet hat, toll gewesen war? Dann wird er in kurzem das Gift in seinem Körper fühlen, wird sein Mund sich wie der eines Raubtieres öffnen, um zu beißen. Eine irrsinnähnliche Angst ergreift ihn. Er eilt durch den Ort, Hut und Stock von sich werfend, und späht nach Menschen aus. Er erblickt niemand. Seine Schritte

verdoppeln sich. Endlich bemerkt er etliche Bauern auf dem Felde. Er stürzt auf sie zu, um sie nach einem Arzt zu fragen. Als er sich ihnen nähert, laufen sie bei seinem Anblick davon. Er ihnen nach. Es entspinnt sich eine unheimliche Jagd. Er strauchelt und schlägt zu Boden. Nun kommen sie mit ihren aus der Tasche gezogenen Brotmessern auf ihn zu. Er macht eine letzte Anstrengung und lispelt: »Einen Arzt! Mich hat ein wütender Hund gebissen.« Erschreckt fahren sie bei seiner Eröffnung zurück. Ein wütender Hund! Sie eilen nach dem Dorfe, um ihre Angehörigen zu schützen. Der Unglückliche bleibt liegen. Sie finden bald das Tier mit den stierenden, blutunterlaufenen Augen und erschlagen es mit ihren Knütteln.

Erst ganz spät erinnert sich einer des unseligen Menschen, der vor Stunden draußen zusammengebrochen war. Sie suchen und finden ihn. Er ist einige Schritte weiter in den Graben gekrochen und hat die Finger in die Erde gekrallt. Bei ihrem Nahen haucht er: »Bindet mich, damit ich euch nicht zerfleische, und schafft mich zum Arzt.« Sie schnüren seine Arme auf den Rücken und tragen ihn in den Ort. Gehen kann er nicht mehr.

Man schafft ihn in das kleine alte Spital und geht, den Bader zu holen. Der Bader ist nach dem nächsten Markt gegangen und kommt erst nach Mitternacht zurück. Er brennt und schneidet den Verwundeten; aber der fühlt wenig mehr. Er ist besinnungslos; das Gift ist ins Blut getreten.

Am Abend des nächsten Tages richtet er sich plötzlich auf und blickt mit erwachendem Bewußtsein an das rechte Fußende des Bettes. Das, was er erspäht, muß ihn unendlich beruhigen. Er sieht nichts anderes als die alte barmherzige Schwester die dort kniet und betet. Etwas wie ein erlöstes Lächeln geht über sein Gesicht. Er sinkt zurück.

Himmlische und irdische Flammen

1.

»Hast du schon einen Platz ausgesucht?«

»Ja ich habe schon einen Platz ausgesucht.«

»In welcher Gegend der Stadt liegt er?«

»Der Stadt? Was fällt dir ein! Du weißt ja, ich kann das Gemäuer nicht leiden. Ich muß freien Himmel sehen wenn ich mich wohlfühlen soll. Willst du, so komm mit, ich will dir die Baustelle zeigen.«

»Nein, jetzt kann ich nicht mit dir gehen. Siehst du das, was ich hier in der Hand halte?«

»Was ist es denn?«

»Nähseide ist es. Meine Schneiderin erwartet mich zu Hause.«

»Ah bah, die Schneiderin! Laß sie warten.«

»Nein, das kann ich nicht.«

»Nun dann will ich dich mindestens heimbringen.«

»Wie oft sind wir einander heute schon auf der Straße begegnet?«

»Ich glaube erst drei Mal.«

Sie lächelte. »Ich mußte alle Einkäufe selbst besorgen. Lina backt und die Schneiderin –«

»O diese verruchte Schneiderin!«

»Kommt dort nicht Malling?«

»Jawohl, laß ihn kommen.«

Sie schritten ein Stück Weges nebeneinander hin, dann blieben sie vor einem Hause stehen.

»So, nun wären wir da. Adieu Ralph.«

»Adieu? O du irrst. Ich gehe mit dir hinauf.«

»Wieso? Du weißt doch die Schneiderin —«

»Ich werde ihr das Genick umdrehen.«

»Aber Ralph!«

»Aber Anselma!«

»Weshalb hat Malling nicht begrüßt?«

»Was weiß ich!«

»Du gehst *nicht* mit hinauf.«

»Laß dich doch nicht auslachen, Kind. Die ganze Stadt weiß, daß wir uns heiraten, daß *du* es bist, die die Vermählung hinausschiebt. Niemand findet etwas Unerlaubtes darin, wenn ich Frau Anselma Birkmann Nachmittag um fünf Uhr einen Besuch abstatte.«

Mit einem gewandten Schritt sprang er ihr voraus die Treppe hinauf und klingelte heftig. Die alte Wirtschafterin öffnete.

»Jesses, der Herr Baumeister! Die gnä Frau ist ausgegangen.«

»Jawohl, aber sie kommt eben zurück. Sehen Sie, da kommt sie schon. Kochen Sie uns rasch einen guten Kaffee. Du erlaubst doch, Schatz?«

Anselma war heraufgekommen und trat in den Korridor.

»Aber die —«

»Lina, Lina!«

»Herr Baumeister!«

»Bitte, wo arbeitet die Schneiderin?«

»Im Plättzimmer.«

»Aha.«

Er verschwand durch eine der Thüren. Gleich darauf hörte man von drinnen lautes Gelächter. Anselma hing Hut und Mantel an den Kleiderhaken und trat in die Stube neben der Küche.

Vor dem Baumeister stand mit strahlendem Gesicht ein junges Mädchen. Etliche Fäden hingen an ihren Kleidern.

»Gnädige Frau, soeben ist mir verboten worden, weiterzuarbeiten.«

»Ja nicht wahr, für heute hat sie genug gethan? Morgen muß ich über Land fahren.«

Das junge Mädchen lächelte.

»Also dann nächste Woche, gnädige Frau. Bis dahin ist meine Zeit besetzt.«

»Ach was, Sie kommen morgen.«

»Kann nicht, habe bei der Frau Leutnant schon zugesagt.«

»So sagen Sie wieder ab.«

»Geht nicht.«

»Himmeldonnerwetter alles geht. Sagen Sie – sagen Sie, Frau Birkmann brauche unbedingt bis Sonnabend ihr neues Kleid, basta. Wenn Sie morgen punkt acht Uhr nicht da sind, hole ich Sie beim Schopf, verstanden? Adieu!«

Er legte seinen Arm um Anselmas Taille. »Laß uns ins Speisezimmer gehen.«

Sie gingen hinüber.

»Bist du mir böse?«

»Du stellst die Welt auf den Kopf.«

»Die Welt ist eine Dame und will gern auf den Kopf gestellt sein, glaub mir.«

»Was kommt bei deiner Wildheit Gutes heraus?«

»Was dabei herauskommt? Bah! was kümmert mich das? Ich thue, was mir recht dünkt, du liebe kleine Angstmeierin, du!« Er sah ihr in das schmale blasse Gesicht mit den braunen treuen Augen. Er streichelte ihr dunkles lockiges Haar; dann maß er mit großen Schritten das Zimmer.

»Dieses ewige sich Gedulden, dieses Warten, Rücksicht nehmen, Geniertthun, – der Teufel hols.«

Sie hatte sich niedergelassen und sah zu ihm auf. Er ist wie ein Urmensch, voll stählerner Kraft in den Gliedern, voll Lebenslust in dem blühenden männlich schönen Gesicht. Sein blondes Haar sträubt sich in dichten Ringeln über der breiten Stirn.

»Ralph!«

Er blieb vor ihr stehen. »Lauf nicht so hin und her, mir wird schwindlig.«

»Ach ich armer Kerl! Nu soll ich nicht einmal mehr auf- und niedergehen! Darf ich dich küssen?«

»Nein.«

»Hahaha!« Er warf die Arme um sie, hob sie an seine Brust und bedeckte ihr Gesicht mit zahllosen Küssen.

»Der Kaffee ist fertig.« Lina stand unter der Thür des Eßzimmers, das Kaffeebrett in der Hand.

»Der Kaffee? Gleich. Stellen Sie ihn nur auf den Tisch.« Er sah halb über die Schulter weg nach der Dienerin, ohne Anselma loszulassen. Ein Geklapper von Tassen, dann schloß sich die Thür.

Etwas schluchzte an seiner Brust.

»Du weinst doch nicht?« Er hob ihr Gesicht mit beiden Händen zu sich auf.

»Richtig, sie weint.« Er trug sie in den Schaukelstuhl, zog diesen zum Tisch und ließ sich neben ihr nieder.

»Anselma, Anselma, hör! Trink jetzt Kaffee und hör auf zu weinen. Ich muß bald fort. Ich hab dir nichts Böses gethan. Dich zu küssen ist mein gutes Recht, wir heiraten in einigen Monaten. Weine nicht, sonst glaub ich, es sei wegen der Schneiderin und dann muß ich dich auslachen.«

Anselma trocknete ihre Augen und schenkte Kaffee ein.

»Wegen der Schneiderin wein' ich nicht; so gut kennst du mich doch. Dein ungestümes Wesen gefällt mir nicht. Du wirst immer wilder.«

»Selbstverständlich. Bis du meine Frau geworden bist.«

»Das mag ich aber nicht an dir.«

»Mädel, Mädel, lüg mir nichts vor. Du hast mich ganz gern, so wie ich bin, blos schämst du dich. Du schämst dich vor deiner

Köchin, vor deinem Spiegel, vor dem Kanarienvogel im Bauer, vor den Möbeln.«

»Und vor mir selbst?«

»O da schämst du dich garnicht. Als dein Mann gestorben war und ich anderthalb Jahre lang zu meiner heißen nun erlaubten Liebe: morgen, morgen! sagte, um dir nicht als roh zu erscheinen, und endlich den ersten besten Vorwand herbeizog, um mich persönlich dir zu nähern, und bald darauf dir meine Liebe gestand und dich um deine Hand bat, in *meiner* Art, alles in *meiner* Art, da erblickte ich an dir keinen Abscheu gegen mich.«

»Nein!« Sie setzte die zum Munde erhobene Tasse wieder hin. »Dein Sturm war mir neu; ich war an die Stille gewöhnt. Ich ließ mich von ihm durchschütteln und zitterte vor Ueberraschung. Engelbert war so stumm, sein ganzes äußeres Leben war ein großes Verschweigen seines Innern. Ich unterdrückte meine lautesten Gedanken, wenn ich zu ihm sprach und alles – wie soll ich sagen: Menschliche, Irdische –«

»– Weibliche – versteckte seine Natur vor seinen reinen Blicken.«

»Und wie lange dauerte dieses Versteckenspiel? Drei Jahre dünkt mir.«

»Ralph!«

»Laß mich, ich rede ihm ja nichts Böses nach.«

»Er war kein Mensch, er war ein Heiland, vor dem man auf den Knien liegen und beten mußte.«

»Ah!« Der Baumeister sprang auf. »Kind, mein Kind, wenn ich – nein! ich will schweigen. Aber sieh, so viel kann ich dir sagen, wenn in einer Ehe *beide*, Mann und Frau, Heilige, Asketen, Engel, unschuldige Kinder sind, oder wie du sie sonst bezeichnen willst, giebt's ein großes Elend. Diese Ehe gleicht einem glimmenden Feuer, das nur raucht, aber das Haus nicht erwärmt, einem Hungrigen, der vor gemalten Schüsseln die Zähne knirscht. Hör,

Anselma! Dein Mann war ein braver Lehrer, den seine Schüler liebten, und den seine Mitbürger hochachteten, aber das Weib verstand er nicht. Jedoch, über dieses Thema will ich lieber nicht weiter mit dir reden. Besser, ich gehe. Leb wohl, meine kleine süße Braut. Auf übermorgen!«

Bevor sie noch ein Wort der Entgegnung gefunden, war er draußen. Sie lehnte die Stirn gegen die Tischkante. Ein Schauer ging über ihren Leib. Sie fühlte, daß Ralph recht hatte und erschrak darüber. Wenn zwei gleichwertig sind in der Ehe, ist es ein großes Elend. Eine solche Verbindung ist überhaupt keine Ehe. Der Eine von beiden muß Brandstifter sein ...

Engelbert erhob sich vor ihr in seiner stillen Schönheit, der schon in frühen Jahren der Tod seine Majestät aufgedrückt hatte. Er war dunkeläugig, schlank, nicht größer als sie. Er sah ihr fast ähnlich. Die Berührung seiner feinen kleinen Hände glich einer sanften Liebkosung.

Seine Stimme, immer etwas umflort, besaß trotzdem hohen Wohlklang. Ihn sehen und lieben, ihn sehen und gut werden war eins. Niemand widerstand dem Zauber, der von diesem edlen Menschen ausging. Das war ihr Mann gewesen. Und sie hatte wie eine weiße Blume, scheu und rein, neben ihm geblüht. Er hatte sie gehegt, wie man etwas Heiliges hegt ...

Zwei große Thränen rannen ihre Wangen herab.

Wie wenig hatte sie ihm eigentlich für seine Liebe gegeben. Ihr Schweigen und ihre Treue. Und nach seinem Tode hatte sie seinen Namen heilig gehalten. Sie wußte wohl, daß die Ehebrecherin an Verworfenheit dem Weibe nachsteht, das, so lange es den Namen des toten Gatten trägt, nicht auch dessen Würde heilig hält. Schmutzige, erbärmliche Kreaturen waren an sie herantreten und hatten ihr ins Ohr geflüstert: »Du bist ja jetzt frei, thu doch, was dich freut.«

Sie hatte ihnen die Thür gewiesen.

Dann war der Sturm in ihr Haus gekommen, Ralph, der Laute, Wilde, Ehrliche.

»Werde mein Weib!« hatte er ihr zugerufen, »leg seinen Namen zu den Blumen auf seinem Grabe und folge mir.«

Und ohne ihr Zeit zur Antwort zu lassen, hatte er sich ihrer bemächtigt, hatte er mit rücksichtslosen Händen alle Schleier, allen Zauber ihres seelischen Magdums von ihr gerissen.

»Herein! Du bist es Lina. Nimm das Kaffeegeschirr nur fort.«

»Du lieber Gott! Schon wieder Thränen!«

»Ach was!«

»Er ist zu wild, das taugt nichts. Er verzehrt Sie ja.«

»Was kann ich thun?«

»Ihn schnell heiraten.«

»Das – das sagst *du*?«

»Na ja, oder Sie werfen ihn hinaus! Eins von beiden. So fortgehen kanns doch nicht.«

»Und meinst du, daß er nach – wenn ich seine Frau wäre, anders würde?«

»Er wird nicht anders, aber Sie werden es.«

»Ich?«

»Gewiß. Sie werden eine Frau werden; bis jetzt lebten Sie ja doch eigentlich wie ein Mädchen.«

»Ach Lina, du bist närrisch.«

»Schauen Sie in den Spiegel.«

»Nun?«

»Sehen Sie, wie rot Sie geworden sind?«

»Nun ja, und –?«

»Eine Frau errötet nicht ununterbrochen.«

»Ach, schwatze nicht! Sag mir eins.«

»Ja.«

»Was würde – mein Mann zu alledem meinen?«

»Kein Wort. Er würde beide Hände auf Ihre Stirn legen.«

»Und dann? Wenn ich ihn fragte?«

Die Alte drückte das Kaffeebrett an sich. »Ach Gott nein!« – Sie wandte sich zur Thür.

»Lina, geh nicht. Rede!«

»Wenn er nichts antwortete, würden Sie schon selbst darauf kommen, daß in der *Frage* ja bereits die Antwort liegt.«

»Lina, du bist weiser, als ich dachte.«

Die Alte entfernte sich. »Dreiundzwanzig Jahre alt«, murmelte sie im Hinausgehen. »Der Herrgott wird ihrs verzeihen.«

2.

Der Frühling verging und der Sommer brach an.

»Bis jetzt habe ich für andere Leute Häuser gebaut, nun baue ich mir mein eigenes«, sagte Ralph. »Bis Allerheiligen muß es fix und fertig sein. Dann ziehst du ein, geliebte Frau, und sollst mit deinem Baumeister zufrieden sein. Kein Ofen soll rauchen, und die Fenster sollen alle gut schließen, damit kein Fremder dein süßes Lachen hört. Du wirst doch lachen, nicht wahr, Anselma? Es geht nichts über das Lachen. Christus sagt: Wo zwei in meinem Namen versammelt sind, bin ich unter ihnen. Ich sage: Wo zwei Menschen mit einander herzlich lachen, sieht Gott zu und freut sich.«

Einmal gab er ihr solange keine Ruhe, bis sie ihn begleitete. Der Rohbau des Hauses stand fertig. Sie kletterten über die Treppe hinauf ins erste Stockwerk.

»Die Fenster haben noch keine Scheiben, aber die Aussicht kannst du doch schon von ihnen aus bewundern.« Er führte sie durch mehrere Gemächer. Die Arbeiter grüßten alle freundlich und bemühten sich, der jungen Frau gefällig zu sein und ihr die größten Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Sie dankte durch ihr herzwinnendes Lächeln.

»Bereits alle erobert«, flüsterte Ralph. »Von nun an will ich dich immer mit mir nehmen, wenn ich auf Inspektionstouren gehe. Du wirst doch nicht schwindlig, wenn du auf Gerüsten herumkletterst?«

»Nein, nicht im mindesten«, gab sie scherzend zur Antwort, »ich bin ja derlei von Kind auf gewöhnt.«

Dann trat sie an das Fenster eines kleinen Gemaches, das er als ihr künftiges Schmolkkämmerchen bezeichnet hatte.

»Die Aussicht ist wirklich entzückend. Die Ill mit ihren friedlichen Ufern, jenseits der Wald, rechts unser Städtchen mit seinen alten wackligen Türmen. Links die Höhenzüge des Schwarzwaldes, Felder, Wiesen, Dörfer und – was ist das für ein Garten dort?«

»Garten, wo?«

»Dort, dort, gar nicht so weit von uns, eine Kapelle – –«

»Ach das – du sag mal, jetzt müssen wir auch an die Wahl der Tapeten denken, was hältst du – –« Er sah ihre Augen groß und ernst auf den Hain drüben gerichtet.

»Anselma, Anselma.«

»Ja ich höre.«

»Kokettiere mit den Lebendigen, die Toten laß zufrieden.«

»Hier kann ich gut hinübersehen« meinte sie leise.

Er legte den Arm um sie und zog sie vom Fenster fort, hinab.

»Liebst du helle oder dunkle Tapeten? Für dieses freundliche Haus würde ich dir helle vorschlagen.«

»Natürlich helle.« Dabei sahen ihre Augen wie traumverloren um sich.

»Mit der Herrichtung des Gartens beginnen wir nächstes Frühjahr. Ich habe da großartige Pläne, weißt du. Jetzt über ein Jahr werden sich schon Ranken um dein Fenster ziehen. He Schatz, freuts dich?«

Sie nickte mechanisch.

»Wenzler, hören Sie, Wenzler, Wenzler! Alle Wetter, der Kerl hat sein Gehör verloren. Wenzler!«

Die Maurer ließen ihre Kalkkufen stehen und eilten, den Gerufenen zu holen. Er erschien.

»Wenzler, wann kommen die Fensterrahmen? Sie wissen, daß Sie für alles verantwortlich sind.«

Wenzler machte dem Baumeister mehrere Mitteilungen.

»Darf ich gehen?« fragte Anselma schüchtern.

»Nein, du bleibst. Ich bin gleich fertig.« Als er seine Aufträge an den Polier beendet hatte, sah er sich nach ihr um. Sie war verschwunden.

Das gnädige Fräulein sei nach oben gegangen, bemerkte einer der Arbeiter.

Mit einigen hastigen Schritten sprang Ralph hinauf. Richtig, da stand sie am Fenster und sah hinüber.

Er faßte sie wie ein Kind und trug sie hinaus. Sie bat, er möge sie loslassen. Mehrere Handwerksleute gingen über den Korridor und lachten vergnüglich. Auf der letzten Stufe der Treppe ließ er sie aus seinen Armen. Sie war hochrot im Gesicht.

»Was werden die Leute denken! Du bist häßlich.«

»Die Leute? Was gehen die mich an?«

»Du beschämst mich.«

»Wieso? Unser Verhältnis ist kein Geheimnis. Ich wollte die ganze Stadt sähe zu, wie ein braver Kerl sein Weib freit. So, jetzt darfst du auch in Gottes Namen nach Hause gehen. Ich habe hier noch Einiges in Ordnung zu bringen. Aber du, das vergiß nicht: die Vergangenheit ist tot. Laß sie begraben sein und erwecke nicht zu Scheinleben, was Erde bedeckt.«

Sein Gesicht, ohne das Lächeln zu verlieren, hatte in diesem Augenblick einen harten, drohenden Ausdruck. Sie senkte erschreckt die Wimpern und wandte sich zum Gehen.

Gleich darauf hörte sie seine mächtige Stimme. Er gab mehrere Befehle in seinem gewöhnlichen Kommandoton, und die Leute beeilten sich, seinen Worten zu gehorchen. Sie zitterten vor dem Krümmen seiner Brauen, sie lachten vor Freude, wenn er sie lobte. Manchmal ballten sie wohl die Fäuste gegen ihn – in der Tasche. Er war unnachsichtig streng und seine Freundlichkeit besaß etwas Gefährliches. Wer sich, auf sie gestützt, eine Vertraulichkeit erlauben wollte, bekam plötzlich ein kaltes Sturzbad über den Kopf und mußte sich schleunig in seine alte Unterwürfigkeit zurückverkrichen. Er erzog sich gleichsam die Menschen, mit denen er zu thun hatte. Er war die verkörperte Rücksichtslosigkeit. Anselma spürte noch Schauer des Unwillens, als sie sich des Lächelns der arbeitenden Leute erinnerte. Sie wie ein Kind auf den Armen über die Treppe zu tragen! Es war unsinnig. Er trat alle feinen Empfindungen des Weibes in den Staub. Und doch! Wenn sie ehrlich gegen sich war, bildete nicht gerade der Gegensatz ihrer beiden Naturen den Anziehungspunkt in ihrer Neigung zu ihm? Das ganz Ungleiche ihrer Gefühlswelt? Löste er nicht gerade das Weiblichste in ihr aus? Der sie früher behütet und vor jedem Erröten bewahrt hatte, war wie ein Bruder neben ihr gewandelt. Sie war hoch und stolz neben ihm geblieben. Dieser hier handelte als ihr Herr, ihr Beherrscher. Er drückte ihr den Stempel seines Wesens auf, er verschlang sie.

Ihre Schläfen pochten, wie sie all dies erwog. In ihrem einsamen Zimmer zu Hause warf sie sich aufs Sofa und schloß die Augen. Aber nicht lange hielt sie es so aus. Sie erhob sich und begann auf- und niederzuschreiten. Hatte er nicht bereits seine Unruhe auf ihr stilles harmonisches Wesen übertragen? Es war nicht zu leugnen. Und sie lief wie ein von ihm aufgezogenes Uhrwerk herum und zeigte *seine* Stunden an. Das Rot der Empörung färbte ihre Wangen. Unselige Frauennatur! dachte sie bei sich. Siebenfache Schleier um dein Antlitz, eine Brünne über die Brust, und doch bist du unbeschützt vor den kühnen Händen des Eroberers, den

Mutter Natur in deine Kammer schickt, wenn es ihr an der Zeit dünkt. Jemehr er dich knechten wird, um so mehr wirst du mit deiner Knechtschaft prahlen. Willst du leugnen? Dann lügst du.

»Lina, Lina!«

Die Alte kam herein und schlug fassungslos die Hände zusammen.

»Was ist schon wieder geschehen?«

»Lina, ich bin blos unruhig ... ich weiß nicht, so unruhig. Die Sinne tanzen in mir. Ich möchte mir das Fleisch vom Leibe reißen ...«

»Aber mein liebes, dummes Frauchen!« Die alte Frau legte die Hände auf die Stirn ihrer Herrin. »Wer wird sich denn so aufregen. Das geht alles vorüber. War der Herr – –«

»Reden wir nicht von ihm. Du Lina, erinnerst du dich noch an Engelberts stilles Gesicht? An die lieben milden Augen? An die Sanftmut seiner Stimme? Wenn er: Anselma! rief, wie das klang! So reinigend, so beruhigend. Und wenn er in der Schule stand, weißt du noch? Oftmals lauschten wir im Sommer vor den geöffneten Fenstern. Die Knaben bogen ihre Häupter andächtig vor, wie in der Kirche, wenn er mit ihnen sprach, wenn er ihnen erzählte. Und nachher, wenn die Schule beendet war, und sie tollten, selbst da war ein ganz eigener Geist in ihrem Spiele, ihrem Gebahren. Jedes Gemeine, Rohe war daraus verbannt, sie waren alle wie Kinder Gottes. Und er freute sich mit ihnen und scherzte, und wenn er einem über das Haar strich, war der Knabe selig und stolz – –«

»Ja, er war ein seltener Mensch.«

»Und er achtete alle, mit keinem spielte er blos, alle waren für ihn Geschöpfe des Höchsten. Das geringste Dienstmädchen besaß für ihn Würde und Menschenhoheit. Er sah keine Sklavin im Weibe. Hat er mich einmal auch nur vor mir selbst gedemütigt? Ging ich

nicht die drei Jahre neben ihm wie eine Fürstin hin? Du weißt es ja Lina, du hörtest und sahst alles.«

Die Lippen der Alten zitterten.

»Ja, ich hörte und sah alles. Aber solche Menschen sind eben keine wirklichen Menschen und werden deshalb auch nicht alt.«

»Glaubst du deshalb?«

3.

In den Lüften wurde es stiller. Die Vögel trafen Reisevorrichtungen, und vollbepackte Erntewagen fuhren vor die Scheunen. Der Sommer hatte ausgeträumt, und der Herbst trat in seine Rechte ein.

Draußen auf dem Anger, eine Viertelstunde vor der Stadt, erhob sich das schmucke Haus des Baumeisters. Es war vollendet. Täglich fuhren Karren und Wäglein vor und brachten den neuen blanken Hausrat hinein, den der Baumeister eingekauft hatte. Martini sollte Hochzeit sein. Am Vorabend derselben wollte Ralph zum erstenmal die Pforten seines Hauses öffnen und seine Freunde und Bekannten bei sich sehen. Anselma sollte die Honneurs machen.

Es waren stille blaue Tage in diesem Spätherbst. So viel Verschwiegene lag in ihnen. Geheimnisse – ob glückliche? traurige?

Die junge Frau wurde immer einsilbiger, je näher der Tag ihrer Hochzeit herankam. Ununterbrochen mußte sie an das Fenster denken, von dem aus man den Hain mit der Kapelle sah. Manchmal, wenn sie eben in jenem Gemach weilte, um etwas an der Einrichtung zu ordnen, und einen Augenblick zum Fenster trat, um hinüberzusehen, dann war ihr, als lehnte am Eingang des Totengartens eine lichte schlanke Gestalt und grüßte herüber. Es war nur ein Marmorkreuz, das durch das Gitter blickte, aber für sie hatte es menschliche Form, Züge, Ausdruck. – – –

Sie war ihrem Gatten nie treuer als in jenen Tagen, da sie ihm untreu zu werden im Begriff stand. Kaum eine Stunde am Tage, in der sie sich nicht mit ihm unterhielt, ihn um Tausenderlei fragte, zu Rate zog. Dann fiel ihr ein, daß er sie und sie ihn gar nichts mehr anging, wenn sie den Namen des Andern nahm. Und sie grübelte und grübelte. Eigentlich war es eine unverantwortliche That. Während er drüben kaum eine halbe Stunde weit weilte, verging sie hier in den lauten Melodien ihres Sturmes, Ralphs, des Mannes, der sie durchschaut hatte. – Aber auch der Andere hatte sie durchschaut. Welcher besaß den größeren Scharfblick? Welcher stand ihr näher? Welcher hatte mehr Rechte an sie? Die Weiber auf dem Markte, die Aepfel und Nüsse feilboten, hätten ihr geantwortet: der Lebende. Aber ihre Seele, der er weiße Schleier gewoben, der er Kränze geflochten hatte, weinte nach ihrem Toten ...

Anselma wurde von Tag zu Tag blasser, schlanker, verzehrter. Bei Tage gehörte sie dem Leben, bei Nacht öffnete der Tod seine Welt vor ihr, und Engelbert, die Dornenkrone des Heilands in der Hand, trat an ihr Lager und flüsterte: Selig sind, die da ausharren, denn sie werden gekrönt werden. Und sie sank in die Kniee vor ihrem Bruder und Geliebten! ...

4.

Der Baumeister ließ halbe Wagenladungen voll Blumen in sein Haus führen.

»Was für ein Kleid soll ich anziehen?« fragte Anselma ihre alte Vertraute.

»Das weiße mit den Spitzen.«

»Ach nein, das hat eine so lange Schleppe.«

»Das rosarote mit dem breiten Gürtel.«

»Das ist zu laut.«

»Also das blaßblaue.«

»Ja, das blaßblaue.«

»Und dann den Pelz darüber, denn die Abende sind schon kühl.«

»Ja, den Pelz darüber.«

»Wird der Herr Baumeister Sie abholen?«

»Nein, ich habe ihn gebeten, es nicht zu thun. Ich komme wie die anderen Gäste hin.«

Es war ein wolkenloser Tag gewesen. Gegen Abend stieg der Mond hinter den Schwarzwaldbergen hervor. Anselma lag ganz still auf ihrem Sopha, bis es Zeit war; dann zog sie sich an. Allzu langsam und gelassen, wie es Lina vorkam.

»Er wird schon verschmachten nach Ihnen, lassen Sie ihn doch nicht so lange warten«, ermunterte sie ihre Herrin. »Morgen um diese Zeit wird es schöner sein, da ist die Trauung vorüber und Sie sind allein mit ihm.«

»Ja, allein mit ihm! ... Du Lina!«

»Ja.«

»Weshalb hast du mir eigentlich das blaue Kleid angeraten?«

»Weshalb? Gott, ich riet Ihnen ja vorher zwei andere anzuziehen, die Sie aber nicht wollten.«

»Weißt du, was die blaue Farbe bedeutet?«

»Nein.«

»Nein? Nein? Du, ist der Weg draußen trocken?«

»Wie sollte er nicht, es hat ja schon wochenlang nicht geregnet.«

»Richtig, du hast recht.«

»Uebrigens, Sie fahren doch natürlich.«

»Fahren, fahren? – Nein, da bin ich zu schnell dort.«

»Aber Frau – – –«

»Ach laß mich, red kein Wort mehr. Gelt, böß bist du mir nicht?«

»Um Gott, weinen Sie doch nicht, liebe Frau, die Thränen verderben die Seide.«

»Ach, laß sie.«

Die Dienerin vollzog schweigend die letzten Handgriffe an der Toilette ihrer Herrin. Dann legte sie ihr den Pelzmantel um die Schultern.

»Sei wach, wenn ich wiederkehre.«

»Das brauchen Sie mir nicht zu sagen.«

»Leb wohl, meine brave, gute, alte Lina!«

Die junge Frau sank der Alten an die Brust, dann entfernte sie sich rasch. Der Weg war ganz mondbeleuchtet. Anfangs führte er durch einige Gassen, dann zwischen Gartenmauern hindurch, dann in Wiesen hinaus. Anselma schritt langsam vorwärts. Kein Laut war um sie rege. In der kleinen Stadt schliefen um diese Zeit schon die Leute.

Die Stille that ihrem hämmernden Herzen wohl. Sie lüftete den Pelz über der Brust. Die Luft war voll herber Kühle, der Geruch sterbender Pflanzen lag in ihr. Von Zeit zu Zeit blieb die junge Frau stehen und sah sich um.

Ein weiter mit Sternen besäter Himmel spannte sich über das kleine Städtchen, die Gärten, die Wiesen. Unendlicher Friede nah und fern. Unendliches Licht, nicht grell blendend, mild, sanft, heilig, still.

Plötzlich tauchte ein Würfel mit glänzenden Punkten aus der Dämmerung.

Das Haus, *ihr* Haus, in dem heute Polterabend gefeiert werden soll.

Alle Fenster strahlen erleuchtet.

Hinter jedem glaubt sie festlich geputzte Menschen sich drängen zu sehen. Hinter jedem glaubt sie *sein* Gesicht zu erkennen, das voll liebender Ungeduld nach ihr späht. Voll von jener alle Hindernisse überstürmenden, hastenden, jagenden Ungeduld, die sie kennt, vor

der die Menschen zittern, die zu reizen sie sich hüten. Sie glaubt den schwülen Duft all der Blumen zu atmen, die er ausgestreut hat, ihren Sinnen zu schmeicheln. Sie fühlt die sengende Glut seiner Augen ihren Körper hinabgleiten, wie er sie prüfend betrachtet, ob sie auch wirklich schön genug sei, sein Weib zu werden. All das fühlt sie, und es benimmt ihr den Atem in der Brust.

Und darüber der stille weite Himmel mit seiner herben Luft, seinen fernen Sternen.

Anselma bleibt stehen. Will sie umkehren? Sie zaudert einen Augenblick lang, dann schreitet sie vorwärts. Die Lichtquadrate, die die erleuchteten Fenster auf der Erde bilden, werden größer, allerlei Gerüche nach frischen Speisen, nach Blumen, nach Firniß machen sich schon bemerkbar. Noch einige Sekunden, da ist das Haus. Sie hört den Jubel bei ihrem Eintritt, sie sieht Ralph auf sich zueilen ... eine Ohnmacht will ihre Sinne anwandeln, sie hebt den Fuß und ... schreitet vorüber. Vorüber an dieser Welt der Wärme, der Trautheit, die für sie erstanden ist, an dem Tisch, an dem für das Weib in ihr gedeckt ist – vorüber ... Die anfangs zagen Schritte werden leicht und elastisch. Sie werden wie beflügelt. Dort der Wald, der Hain, scheinen näher zu kommen.

Die schweigende Mondnacht wird noch stummer, tiefer, milder. Das Haus mit seinen grellen Fenstern versinkt ... Bäume steigen auf, hohe, schlanke, gerade. Ein Gitterthor. Es ist verschlossen, aber sie kennt das Geheimnis es zu öffnen. Ein Schritt, und sie ist im Hain der Toten. Nun läuft sie – wie ein Kind, das seinem Beschützer entgegeneilt. An einem Grabhügel sinkt sie nieder. Er ist ganz in Licht getaucht, sodaß man die hochstieligen Blumen darauf erkennen kann.

»Engelbert, da hast du mich wieder. Siehst du mein blaues Kleid? Die Tropfen darauf sind Thränen, die deine Seele um mich vergoß. Aber jetzt braucht sie nicht mehr zu weinen. Ich bringe mich dir unversehrt wieder. Der Brand hat an mir geleckert, aber mich nicht

ergriffen. Treue? Was ist Treue? Verdienst? Eigenschaft? Ach, sie ist nur ein Müssen, nichts weiter. Ihre Wurzeln liegen irgendwo hinter den Sternen, wo der wohnt, der alles Müssen geschaffen hat.« ... Sie legte das Gesicht in die feuchten großen Blumen auf dem Grabe. Es war still um sie, stiller als still. Minuten, Stunden vergingen. Da weckte etwas den Frieden des Hains. Der Schritt eines Menschen. Anselma erhob das Haupt. Ueber den Weg, der vom Gitterthor herführte, kam Ralph. Er mochte wohl gewartet, gewartet haben. Dann war er ausgezogen, sie zu suchen. Ach das Finden war nicht schwer. Wo konnte Anselma sein, wenn sie nicht in ihrem Hause war? Nur hier. Er blieb in einiger Entfernung vor ihr stehen. Sie fürchtete, er würde sie in die Arme nehmen, und mit ihr forteilen, wie er es früher im Scherz gethan hatte. Ohne einen Laut zu sprechen, eine Miene ihres Gesichtes zu verziehen, hob sie langsam die Rechte und legte sie auf die Einfassung des Grabes. Er verstand. — — —

Langsam kehrte er um und verschwand jenseits des Gitterthors.

Sie aber blieb allein mit der Mondnacht und den kühlen großen Blumen vor ihr auf dem Erdhügel.

Elias

Etwas Ungeheuerliches hat sich ereignet. Als ich heute Morgen erwachte, fand ich mich am ganzen Körper mit Beulen und blauen Flecken bedeckt vor meinem Bett liegen. Das Bett selbst war unberührt. Die Decke meiner Kammer war zerstoßen und an manchen Stellen ihres Bewurfs entkleidet. Mörtel und Kalkstückchen lagen umher. Ich bekreuzigte mich und ging hinaus, um das Geschehene zu melden. Am Korridor begegnete mir Anselmus. Obzwar wir nicht stehen bleiben und sprechen sollen, hielt er vor mir und schlug die Hände zusammen. Ich verspürte ein Zittern in meinen Knien.

»Sprich, was erblickst du an mir?«

»Dein Haar ist schneeweiß und die Spitzen sind wie versengt von einer Flamme. Was hast *du* gethan?«

»Das wirst du gleich hören, komm mit zum Prior.«

Er empfing mich verwundert auf seinem Zimmer. Anselmus war zögernd auf der Thürschwelle stehen geblieben.

»Ehrwürdiger Vater, erkennen Sie mich?«

»Udo!«

Der kalte, als unnahbar bekannte Priester erbleichte. Dann richteten sich seine Augen flammend auf mich. »Gott hat dich gezeichnet, auf die Kniee mit dir! Ruf die Brüder, Anselmus.«

Anselmus eilte hinaus. Die Brüder kamen. Sie kamen aus den Zellen, aus den Lauben des Gartens, aus dem Krankensaal kamen sie. Und sie kreuzten die Arme über der Brust, und sahen in wortlosem Erschrecken auf mich, der in ihrer Mitte auf den Knien lag.

»Darf ich mich erheben?« fragte ich den Prior.

»Nein!« rief er hart – dann zu den Brüdern gewendet: »Wer weiß eine That von ihm, die die Hand des Herrn erklären könnte?«

Alle schwiegen.

»Du, Ansgar, der du auf der Schule mit ihm warst, rede!«

»Ich weiß nur Gutes zu berichten«, sagte mein Freund ruhig. »Er war der Stillste und Fleißigste von uns allen.«

»Weiß mir sonst Keiner etwas über ihn mitzutheilen?« fragte der unerbittliche Greis weiter.

Norbertus trat hervor. »Ich habe seinen Vater gekannt. Er war drüben im Salzburgischen im Salzbergwerk angestellt. Ein stiller Mann, dessen Frau nicht lange nach der Geburt Udos starb. Ich kann dem Vater und dem Sohne, der in unserer Mitte weilt, nur das beste Zeugnis geben.«

Der Prior zuckte die Schultern. Dann wendete er sich zu mir. »In einem halben Jahre solltest du deine erste Messe lesen.«

Totenstille.

»Was hast du gestern gethan?«

»Als wir aus dem Refectorium kamen, bevor ich zur Ruhe ging, lustwandelte ich noch eine halbe Stunde mit den Andern zusammen im Garten.«

»Wovon spricht ihr? Wer waren die Andern?«

Joseph und Heinrich traten hervor.

»Ich«, sagte jeder der beiden jungen Novizen.

»Sprachen wir nicht von dem einzigen Heilmittel, um der Menschheit von ihrem Elend zu helfen?«

»Ja, das thaten wir«, bestätigten mir die Beiden.

»Worin wolltest du dieses Heilmittel erblicken?« Die Brauen des Priors wulsteten sich.

»Im Aufgehen in der Liebe zu Christus.«

»Nun dann richte *du*, Herr, *ich* finde hier nichts zu richten.«

Der Priestergreis bedeutete mir, mich zu erheben.

»Hat keiner von euch eine Klage, einen Verdacht gegen ihn auszusprechen?«

Seine Augen streiften die Runde.

Totenstille.

»So möge mein Gebet und eure Liebe ihn stark machen im Kampf mit geheimnisvollen Gewalten.«

Ich lag noch immer auf den Knien. Da stürzten die Brüder auf mich zu und hoben mich auf. Und ich fühlte ihre Arme um meinen zerschlagenen Leib, und ihre Thränen tropften in die Wunden meines Hauptes, auf mein versengtes bleiches Haar. O wie selig ist es, Brüder zu haben, die unsere nackte Seele kennen.

Sie geleiteten mich in meine Zelle hinauf und betteten mich auf mein Bett. Und nachdem sie mich gesegnet, verließen sie mich. Ich lag wie im Traum da und wagte nicht, mich zu regen, um nicht aufs neue ein grausiges Wunder zu erleben. Ich lag noch nicht lange da, als sich die Thür öffnete. Der Prior.

»Udo!« sagte er und ließ sich an meinem Bette nieder, »höre nun, was ich dir befehle. Du wirst täglich auf mein Zimmer kommen und mir deine inneren Erfahrungen, deine Gedanken, die leisesten Regungen deines Herzens mitteilen. Du weißt, die Söhne des heiligen Dominikus hatten von jeher Gelehrte in ihrer Mitte. Vielleicht gelingt es nach Jahren Einem der Unseren oder derer, die nach uns kommen werden, dein Wunder zu deuten und zu erklären. Zu diesem Zwecke muß alles sorgsam aufgeschrieben werden, was mit deinem inneren Leben im Zusammenhang steht.«

»Ganz recht, mein ehrwürdiger Vater. Aber, dürfte ich nicht *selbst* der Schreiber dieser Notizen sein? Ich könnte viel wahrer und unmittelbarer dabei zu Werk gehen. Bis das Wort das Ohr des Zweiten erreicht und von diesem Zweiten erst wieder zu Papier gebracht wird, macht es so manche Phase durch, die der Ursprünglichkeit der Empfindung, deren Dolmetsch es sein soll, Abbruch thut. Also, lassen Sie mich selbst schreiben, wie mir zu Mute ist.«

»Wirst du wahr sein?«

»Wahrer als wenn ich diktierte.«

»Dann also. Schreibe jeden Tag die wichtigsten Vorgänge deines Innern nieder.«

»Ich will es, mein Vater. Nur eine Bitte knüpfe ich daran.«

»Und die wäre?«

»Daß meine Bekanntmachungen erst am Tage meiner ersten heiligen Messe gelesen werden. Es ist noch ein halbes Jahr bis dahin.«

»Die Bitte kann dir erfüllt werden.«

Er schritt hinaus.

Ich war allein. Ich schloß die Augen und klammerte mich an die Bettpfosten an. Dann kamen sie, die Stücke Kalk und Mörtel zusammenzufügen. Die Stücke, die wessen Kraft von der Decke herabgestoßen hatte? Die meine? Aber dann müßte ich ja eine Leiter gehabt haben, denn unsere Zellen sind sehr hoch und ich bin kaum mittelgroß. Ich habe *keine* Leiter gehabt. Und welcher armseliger Scherz wäre es auch, eine Zimmerdecke zu verunstalten, den Bewurf herabzureißen? Ich muß hier ja ferner wohnen bleiben. Und woher die Wunden meines Hauptes, die blauen Flecke an Nacken und Armen? Herr, lüfte dein Geheimnis! Erkläre mir die Fahlheit meines Haares! Stigma? Meine Hände und Füße sind nicht durchbohrt, aus meiner Seite fließt kein Blut. Wie sollte ich auch würdig sein, die Wundmale meines Herrn zu tragen? Nein, ich bin an einem großen Schreck vorübergegangen – an einem Feuer, das die Spitzen meines Haares versengt hat. Was war der Schrecken? Wo war das Feuer? Weshalb kann ich mich dessen nicht erinnern? ...

Von dem Fenster meiner Zelle aus sehe ich ins Thal. Unser Kloster liegt auf der Kuppe eines Hügels. Unten sind Felder und Wiesen. Hie und da taucht aus kleinen Gehölzen ein roter Kirchturm auf.

Manchmal abends, wenn die Sonne im Untergehen ist, blitzt ein oder das andere Fenster goldig herauf. Dann denke ich: wer wohnt dort unten, hinter dem goldenen Glas? Sieht er vielleicht herauf zu mir? Wischt er sich Schweißperlen von der Stirn? Oder sitzt er etwa mit dem Rücken gegen den roten Sonnenuntergang vor einem braunen derben Bauertisch und ißt Grütze? Es ist gut, mit dem Rücken gegen die Sonne zu sitzen und Grütze essen zu können. Meine Brüder schelten beständig mit mir, daß ich zu wenig Nahrung nehme. »Es geht ihm wie der Jungfrau vor ihrem Hochzeitstag«, sagte der alte Norbertus neulich, »er verliert immer mehr den Appetit, je näher der Tag seines ersten Meßopfers herannaht.« Weißt du, Norbertus, was eine Hochzeit ist? Es ist der gleiche Wille in zwei Seelen, der Versuch, auf einem andern Instrument denselben Ton zu treffen, wie er in der eigenen Brust klingt. Wehe, wehe, wenn der Versuch mißlingt! Welches Elend, Welche Ehe! Der Eine beginnt zu weinen, indeß vielleicht im Andern ein Lachen erwacht. Vielleicht wird, während der Himmel im Feuer seiner Schöpferkraft mir seine Geheimnisse öffnen will, meine Seele, eine schwache, geängstete Braut, am Altare knien und weinen, und – sie nicht fassen. Herr, Herr! Verstehe ich dich? Werde ich dich besser verstehen, wenn die goldenen Priestergewänder meinen Leib umfließen? Wenn das Öl des großen Königs meine Stirn fürstlich salbt? Ein Grauen erfaßt mich. Einer geht hin und sagt: Ich bin der Diener des lebendigen Gottes. Ich rufe ihn, und er stürzt sich aus seinen Himmeln nieder, um von meinen Händen in der Gestalt der Hostie dem Volke gezeigt zu werden – um von mir genossen zu werden. Nahender Tag meines ersten Mysteriums, du machst mich erbeben.

Sie haben mein Erlebnis nach Rom berichtet und der heilige Vater hat mir seinen Segen entboten. Sie haben mir die Hände geschüttelt und vor Freude geweint. Die Guten! Wenn mein Vater noch lebte!

Ich liebe die Menschen grenzenlos. Ich möchte ihnen etwas sein, etwas geben ... Sie sind Kinder. Ein Lorbeerzweig hat im Altertum die Poeten glücklich gemacht; jetzt thut es ein buntes Bändchen ins Knopfloch gesteckt. Und da glaubt ihr nicht, daß die Menschen gute, harmlose Geschöpfe seien? Ich selbst noch habe auf der Schule den Sohn eines Mannes gekannt, der, weil man ihn als Erzieher an den Hof eines Fürsten berief, vor Stolz irrsinnig wurde. Ach, die Thränen kommen Einem in die Augen. Kindlein, liebet einander!

Neulich, am Vorabend jenes Ereignisses, das mein zweiundzwanzigjähriges Haar weiß färbte, sprach ich mit Heinrich über die Mittel, unser Geschlecht zur Glückseligkeit zu führen. In der Liebe zu Christus liegt das Heil. Ja, aber es giebt so viel Elend auf Erden. Weil ihr Christus nicht genug liebt, antwortet die Kirche. Man muß also eine neue Liebe erfinden, da durch die alte des Elends kein Ende ward. Das habe ich an jenem Abend gedacht und dessen gedenke ich ununterbrochen. Und ich muß sie bald finden, bald, noch bevor ich mein erstes Meßopfer gefeiert. Wie könnte ich sonst meine Brüder, das Volk, segnen, wenn ich sie nicht besäße, die Fülle des Segens. Zeige du mir Christus den Weg, der am schnellsten zu dir führt. Zeige – ach, mir wird wunderbarlich zu Mute. Wer bist du eigentlich, Christus? Der Sohn des Zimmermanns aus Nazaret? Nein, *mehr* bist du. Du bist die Weisheit. Du bist das Haupt, das unermessliche, in dem die Sterne auf- und niedergehen. Die Sterne sind deine Gedanken, dein Haupt ist der Himmel ...

Manchmal kommt etwas über mich und reckt meine Arme aus. Bist *du* das, Christus? Ich fühle sie wachsen, sich strecken, unendlich werden. Die Fingerspitzen tauchen aus meinen Händen wie lange, dünne Strahlen und dehnen sich durch die Lüfte.

Wenn ihr es glaubt, daß der Blick eines Menschen eine Wolke zerteilen kann, weshalb glaubt ihr nicht an das Wunder von Kanaan? Ist die Existenz der Geister, die aus tanzenden Tischen

sprechen, erklärbarer als das Vorhandensein jener geheimnisvollen Heilkräfte, die gewissen Wallfahrtsorten zugesprochen werden? Man lacht über die Verehrung, die wir den Reliquien zollen, aber man lacht nicht über Ringe, Briefe, Blumen, die auf übersinnlichem Wege dem Empfänger zukommen sollen. In unserer großen Bibliothek, deren philosophische Abteilung auch die Werke Aquinos, Taulers, Böhmes, Paracelsus und ähnliche umfaßt, habe ich mir eine und die andere Kenntnis über Mystik angeeignet. Da ist mir der Sehnsuchtsschrei der Menschen nach einem Glauben in tausendfacher Tonart entgegengeklungen. Ohne Glauben ist *Keiner*. Und wäre es der Abstruseste, Wahnwitzigste. Und wäre es Aberglaube. Christus hat die Insel in diesem brandenden Weltmeer von Widersprüchen und Unmöglichkeiten entdeckt. Christus war der erste moderne Mensch. Er hat die Bedürfnisse des Volkes erkannt. Er hat die Könige geschützt durch sein Wort: Gebet Gott, was Gottes ist, und ihnen, was ihrer ist. Er hat die Armut in den Adelsstand erhoben. Und aus seinem Mund erscholl zuerst das Wort: Gnade. Was du hier entbehrst, wirst du drüben verzehnfacht erhalten. Was ist: drüben? Ihr lacht. »Drüben« ist das, was man nicht sehen kann. Eine einfache Definition, nichtwahr? Aber ihr glaubt doch, das manches da ist, was man nicht sehen kann? Und ihr werdet immer mehr daran glauben, je größere Fortschritte die Naturwissenschaft macht; ihr letzter Schritt führt gradeswegs vor den Thron Gottes. »Drüben« ist jenseits des Fleisches. Das ist folgendermaßen. Die jetzt regiert werden, gelangen später selbst zur Regierung. Sind nicht auch in unserem Organismus befehlende Gewalten und ausführende Gewalten. Der König Geist will, daß du jenen Berg erklimmst. Deine Augen trinken Schönheit, deine Lippen baden sich im Duft frischer Gebirgskräuter, deine Füße haben die Plage. Aber einmal kommt es anders. Da wird die Summe robuster Kraft, die sich in deiner Ferse barg, zum Befehlshaber. Und die verbrauchten Gehirnnerven sinken zu niedern Dienstmannen

herab, die die Geschäfte besorgen, die du ihnen aufgiebst. Ich glaube nicht an die »Pyramide« als Entwicklungsform der Menschheit. Es erscheint mir eine zu naive Schlußfolgerung gegenüber dem kunstvollen differenzierten Weltenbau. Ich glaube an den Austausch, an den Wechsel, der sich so drastisch in *allen* Aeüßerungen der Natur zu erkennen giebt. Weshalb sollte sie beim Menschen eine Ausnahme machen?

Gestern las man während des Mittagessens Kap.2 vom Buch der Könige vor. Ich verlor das Bewußtsein. Schon als Kind hat die Geschichte des Elias, der im feurigen Wagen gen Himmel fährt, ein heftiges Zittern in mir erregt.

Die Brüder begegnen mir so seltsam – so voller Güte und himmlischer Ehrfurcht. O mein Gott!

Mein goldenes Thal dort unten! Was siehst du herauf, unschuldig neugierig wie ein Kinderauge? Ich habe die Frage noch immer nicht gelöst. Die neue Liebe zu Christus, die die Welt befreien soll ... Wer mordet? der haßt. Weshalb haßt er? Entweder weil er hungerte, oder weil ihm Unrecht geschah. Gieb ihm genug Nahrung und bringe ihm Liebe entgegen, er wird streicheln anstatt zu würgen. Wie fange ich es nur an?

Glaubt nur nicht, daß ich freiwillig die Welt hinter mir ließ und ins Kloster ging. O nein. Als ich am Gymnasium war und Lehrer und Schüler meine Talente priesen, sah ich meines Vaters Stirn sich höher und höher recken. Mein Vater, dieser immer stille, wortkarge Mann! Er trug eine Welt von Empfindungen in sich, denen er nicht Ausdruck zu leihen vermochte. *Jetzt* weiß ichs. Als Knabe hielt ich ihn für einfältig. Kennt ihr etwas unglücklicheres als einen Vogel, der ohne Laut geboren ward? Oder eine Quelle, die man mit Sand und Steinen verschüttete? Oder eine Pflanze, die man mit den Wurzeln aus freiem Felde ausgrub und in einem engen Geschirr in die dunkle Kammer einer Hofwohnung stellte? Welch stummes schmerzliches sich nach innen Entwickeln, da die Mitteilung

nach außen gehemmt ist. Diesen Vater hätt ich in einen schönen Garten führen mögen mit vielem Blumenlächeln darin. Ein Haus hätt ich ihm bauen mögen mit weichen Teppichen auf dem Boden der Gemächer, mit Ruhepfehlen und Fenstern, die auf weite Thale hinaussehen. Aber glaubt mir nur! Es ließ mir keine Ruhe. Wo ich ging und stand, zerrte es an meinen Kleidern wie mit ungeduldiger Hand. Es drang mir mit rätselhaftem Geschmack aus den Speisen entgegen und erfüllte mich mit Durst nach fremden Brunnen. Es stand im Traum bei mir, beugte sich über mich und koste so lange meine Wimpern, bis ich sie gequält, entzückt aufschlug und – Wer ist »es«? Wer? Das nicht Männliche, nicht Weibliche: Gott!? ... Ich bin da neben dir, du fühlst meine Nähe, deine Unruhe beweist mirs. So lerne mich doch sehen, so lerne mich doch verstehen, so entdecke doch für dich und die Andern den Weg zu mir! Und ich verließ meinen Vater und suchte *Ihn*. Auf der Straße war er nicht. In den Sälen der Reichen hatte man ihm keinen Stuhl hingestellt. In der Stickluft der Dürftigkeit roch ich nicht den Sabbatgeruch seiner Gewänder. In der Kunst fand ich ein ganz untreues unzulängliches Bild von ihm. Da lief ich mitten in den rauschenden, klingenden Urwald der Religion hinein. Da, dort, oben, unten, jenseits, diesseits glaubte ich einen Zipfel seines Mantels hinschweben zu sehen. Ich eilte wie ein Liebender, wie ein Narr hinter ihm her. Bis ich zu einem Hügel kam, den ein Kreuz krönte, an dem die lächelnde, sterbende, segnende Schönheit hing. Da warf ich mich nieder und wußte, daß ich meinen König, meinen Gott, meinen Herrn gefunden hatte. Ich zog das weiße Priestergewand an, um ihm zu dienen. Nun vermeinte ich Ruhe zu haben. Ach, je länger ich das Kreuz ansah, um so weiter dehnten sich seine Arme aus, um so höher wuchs sein Schaft. Und der Mann, der daran geheftet hing, wurde vor meinen Blicken so groß, daß sein Haupt zuletzt in den Tiefen der Himmel verschwand und seine Füße mir untergingen in den Abgründen fremder Erden unter der unsern. Nichts blieb übrig von

dem Sohne des Zimmermanns aus Nazaret. Und doch glaube ich an ihn; aber er ist größer als ihr ihn mißt, und deshalb muß auch eure Liebe zu ihm größer werden als sie ist. Dann ist das Heil da. Wie, wie ist ihre Steigerung möglich? Das quält mich so ...

Die Luft ist lau, und von fernen Rosengebüschen strömen Düfte herauf. Der Himmel ist wie voll versteckter Regenbogen. In meinen Haaren spielt der Wind. Glaubt ihr wirklich, daß das bloß mechanische Bewegung der Luft ist? Ein Mensch hat Einen meiner Brüder gefragt: »Wenn an drei Altaren zugleich die Messe gefeiert wird und drei «Wandlungen» in der gleichen Minute sind, kommt Christus da dreimal vom Himmel gefahren, oder wie ist das?« Es fiel Anselmus keine andere Antwort ein als diese. »Wenn drei Freunde in einem Gemach versammelt sind, in das du eintrittst, so sehen dich alle drei. Sie können dich sogar zu gleicher Zeit küssen, ohne daß *du* deine Einheit verlierst.«

Der große Christus ist da, sie rufen zu ihm und in diesem Augenblick sehen, fühlen sie ihn. Er ist immer da, aber sie rufen nicht immer zu ihm.

Mein Puls eilt täglich schneller. Es ist auch schon Herz-Jesu-Fest, und am Maria Himmelfahrtstage soll ich Ihn rufen wie noch nie, und Er soll kommen wie noch nie ...

Meint ihr, daß ich die Nächte hindurch schlafe? Wie könnte ich am Morgen dann so müde, so todmüde sein! Das Schlafen ist eine große Kunst. Es ist der höchste Ausdruck der Harmonie der organischen Teile im Menschen. Die Einfältigen, die Kinder, die Tiere schlafen am festesten. Die Schlafenden sind die Unbedürftigsten – die Glücklichsten. Wenn der Hungrige schläft, spürt er seinen Hunger nicht. Er ist bedürfnislos. Er ist Gott einen Schritt näher als der Wache. Wir müssen – meine Pulse beginnen zu sieden, ich muß aufhören.

In meinem goldenen Thal drüben liegt ein Aussätziger. Pater Norbert war gestern bei ihm. Der Eiter dringt dem Unglücklichen

aus den Lumpen seiner Kleider. Beten wir für ihn, sagte Norbert. Nur beten?

So finde doch den Weg zu mir, so finde ihn doch! Ich streckte die Arme empor, ich rief, ich schluchzte, ich fühlte es dunkel vor meinen Augen werden. Ich verfluchte die Wolken, die mich von ihm trennen, die fremden Sphären, die zwischen uns liegen. Und dann kam aus dem offenen Himmel ein Sturm. Ich habe wie ein Tier vor Schreck und Schmerzen gebrüllt, wie es mich hinaufriß, hinauf, über den Erdboden weg. Weshalb willst du mich nicht ganz freilassen, Erde, wenn du mich doch nicht bei dir zu behalten vermagst? Weshalb der Niedersturz, der mir so viele Qualen bereitet? Wenn doch wenigstens keine Decke über mir wäre, an der sich mein Haupt blutig stößt. Spielst du mit mir, Erde? Hungriges Tier, du ahnst wohl in mir Einen, der deine Nahrung herabsetzen will. Ach Erde, Erde! Sei nicht thöricht, sterben mußt du doch! Sieh, heute oder morgen, in einigen Millionen Jahren stürzest du in die Sonne. Dann hast du dich verloren und bist aufgetrunken von einem höheren Selbst. Ach Erde, Erde! Wenn alles sich verbraucht hat, hinfällig, morsch geworden ist an dir. Erde, welches erbärmliches Ende! Und bis dahin zeugst du Elend über Elend. Bis in dein Greisenalter hinein. Du gereichst Christus nicht zur Ehre. Du bringst Dürftiges hervor, das ihm flucht. Du müßtest aufhören zu zeugen. Aber solange du *lebst*, wirst du es immer thun. Du müßtest also *sterben*. Schlafen, damit du bedürfnislos wirst und die Menschen Christus nicht fluchen, sondern ihn segnen, in ihm aufgehen, zur Regierung gelangen. Wenn niemand mehr gebiert, wirst auch du aufhören, gebären zu wollen. Müßig sein kannst du nicht. Du wirst mit deinem –

Was wollte ich neulich doch sagen? Du wirst dich in den Flammenschooß der Sonne stürzen, freiwillig, noch unaufgebraucht, sie segnen, die die schlafenden Kinder in ihre Arme nahm.

Wie soll ich es beginnen, daß sie erkennen, was ihnen noththut?
Ich lese über die schrankenlose Gewalt der Suggestion.

Ich habe die Nacht an den Stufen des Altars zugebracht. Die ewige Lampe flackerte von meinem zitternden Atem. Draußen schlich sich der Wind an den Kirchenfenstern vorbei. An diesem Hochaltar werde ich in wenigen Wochen zum Diener Christi gesalbt werden. Und noch immer kein Strahl ...

Ich habe einen Versuch gemacht. Als wir uns im Garten ergingen, rief ich plötzlich: »Seht, seht!« Sie blickten alle auf mich. Ich that, als umarmte ich jemand, dann sank ich auf die Kniee und neigte mein Haupt wie unter der Berührung einer Hand. Sie standen um mich geschaart. »Aber seht ihr denn nicht, St. Vincentius, hier, hier!« schrie ich; dann erhob ich ein wenig den Kopf. »Verzeih ihnen, sie können dich nicht erblicken. Aber strengt eure Augen doch an! Seht ihr nicht sein liebes heiliges Gesicht mit den eingefallenen Wangen, auf denen die Spuren von Christi Küssen brennen? Seht ihr nicht sein Gewand, da, er streckt euch die Rechte hin; aber erfaßt sie, erfaßt sie doch! Sie *sehen* dich nicht!« rief ich in Thränen ausbrechend und drückte die Stirn verzweifelt auf die Erde. Da *sahen* sie ihn! Ja, sie sahen ihn! Christus ist mit mir!

Das Verständnis für die Raumverhältnisse kommt mir immer mehr abhanden. Die Wände stören mich, ich stoße mich an ihnen. Ich erkenne die Unebenheit des Bodens nicht mehr. Mein Puls schlägt hundertmal in der Minute.

O Christus! Hast *du* zu mir gesprochen? War es *deine* Stimme, die ich vernahm? In der Mitternacht, in der Kirche war es. Ich weinte wie ein Kind vor dir. Da öffnete sich die Decke und aus einem Abgrund von Licht tauchte ein Lächeln. Wißt ihr denn nicht, daß ein Lächeln nie aus Muskeln und Fleisch kommt? Es ist etwas ganz anderes. Ein Glanz. Eine Musik ohne Noten und Töne. Ein Küssen über die ganze Seele hin. »Hast du Mut?« »Herr, *wozu* soll ich Mut haben?« »Dich zum Licht zu bekennen.« Da breitete ich

jauchzend die Arme aufwärts. Und das Geheimnis der Himmel berührte mich und legte sich zwischen meine Arme, daß ich die Kühlung des Leides in ihnen trage ...

Ich habe den Weg erkannt. Raucht nicht der Erdboden, wohin ich meine Füße setze? Krümmt sich nicht das Tier und weicht aus meiner Nähe? Nimmt nicht der Wind Gestalt an und streichelt mich mit den weichen linden Federn seiner Fittiche? Seht ihr nicht die bunten Scheine durch die Luft hingleiten? Jeder von ihnen ist eine Seele, die meine Gewänder küßt, um mir zu danken. Aber ihr seht doch, daß die Luft gar nicht Luft ist? Sie ist ein blaues Meer. Und darüber die schneeweißen Vögel, die Winde, die Zephyre, die Stürme, die jauchzenden, die sich so gern kopfüber in die blauen Gewässer stürzen. Und die Blumen seht ihr doch auch? Oder rocht ihr nie Gerüche, über deren Herkunft ihr euch keine Rechenschaft geben konntet, so süß, so unbegreiflich süß?

Immer näher kommt der Tag. Ich nehme fast keine Nahrung mehr zu mir. Sie lassen mich thun, gehen und kommen wie ich mag. Sie halten mich für einen Heiligen. Brüder, ich bin mehr! ...

Heute war ich bei dem Aussätzigen. Ich habe ihn auf den Mund geküßt. Dann schritt ich durch die Dorfgassen hin. Welche Armut! Pfützen, an denen Tiere und halbnackte Kinder spielten. Hütten, deren Fenster vor Schmutz erblindet sind. Auf morschen Bänken davor saßen Greise und erzählten mir von ihrer Entbehrung. Die rüstigeren Leute waren auf den Feldern, wo sie im Schweiß ihres Angesichts die magere Frucht einheimsen. O Gott, und dieses Thal sah so golden von unserer Höhe aus! Armut, lehne dein krankes, blasses Gesicht an meine Schulter! Ich will es schön und zufrieden machen. Ich will deine bleichen Lippen zum Lächeln bringen. Denn siehe, ich sags dir ins Ohr, ganz heimlich sag ichs dir: Ich trage die Kühlung des Leides in meinen Armen. Gradeswegs aus dem Himmel kam sie mir. Und höre, du darfst von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt gehen und deinen Kindern erzählen, deinen

kränkesten, bleichsten: Udo hat ein Mittel gefunden, eure Thränen zu trocknen.

Ich bin viel unter den Menschen. Auch die unten im Thal halten mich für einen Heiligen und vertrauen mir.

Gestern ließ mich der Prior rufen. »Was machst du beständig bei denen dort unten?« »Vater, ich verkünde ihnen die Liebe.« Er sah mich an und entgegnete nichts.

Seit mehreren Tagen faßt unsere Kirche kaum die Menschen, die heraufkommen, um einen stummen Blick auf mich zu werfen und sich wieder zu entfernen. Ich, in den Reihen der Brüder stehend, senke das Haupt ...

Ich habe ihnen gesagt: Wem der Herr sich offenbaren will, dem giebt er zuerst das Schweigen. Und sie schweigen nun alle, die vom Thale und von den zunächst liegenden Flecken. Ein Glanz liegt auf ihren Gesichtern, wenn sie einander ansehen. Sie verstehen sich gegenseitig ohne Worte.

Ich dringe immer weiter. Am Thale vorbei in die Schluchten, wo die Einfalt an Wasserfällen sitzt und ihr trocken Brot verzehrt, auf halbversteckte Waldblößen, wo sich eine handvoll vom Glück Verachteter angesiedelt hat, auf Hügel, die zu Füßen höherer Berge lagern und die Hütten vom Leben müd Gewordener tragen. Zuerst blicken sie mir verdutzt, mißtrauisch entgegen. Dann kommen sie näher. Ihre Hände berühren mein Kleid, um sich zu überzeugen, daß es von irdischem Stoffe sei. Dann sehen sie mir zaghaft fragend in die Augen. Dann kommt ein schüchternes, unendlich schüchternes Lächeln in ihr Gesicht. Dann – dann sind sie mein! Ihre Thränen, anfangs spärlich wie Regen in dürrer Zeit – fließen endlich warm und reichlich aus den armen alten Kinderaugen und benetzen meine Füße. »O gieb uns das Glück!« Und ich sollte es ihnen nicht geben, da ich seine Fülle bei mir trage?

Wieder ließ mich der Prior rufen. »Man erzählt Wunderdinge über den Einfluß, den du auf die Gemüter der Menschen ausübst.

Der Aussätzige, den sie mieden, wird nun wie von Engeln bedient. Man streitet sich darum, ihn zu pflegen. In der Kirche liegen sie Tag und Nacht im Gebete und singen mit lächelnden Lippen Psalmen wie die ersten Christen. Udo, mißbrauchst du auch deinen Einfluß nicht?« Ich entgegnete nichts, sondern sah ihn bloß an. Er senkte die Augen. Im nächsten Moment lag er an meiner Brust. Und wieder im nächsten stand er hart und hochaufgerichtet als mein Oberer vor mir. »Wenn der Herr dir gnädig gesinnt ist, weshalb hat er dich gezeichnet? Ich befehle dir, gib Antwort darauf!« Ich sann nach. »Mein Vater, Gott steht höher als du. Er gebietet mir Schweigen.« »Und ich befehle dir, zu reden, kraft der Herrschaft, die ich als dein geistlicher Vorgesetzter über dich besitze, kraft des Rechtes, das mir der Herr über dich verliehen hat. Wovon ist dein Haar in jenen Nachtstunden des März erblaßt?« »Vielleicht weil eine Vision mir mein Ende gezeigt hat.« »Dein Ende?« Er entließ mich.

Der erste August. In vierzehn Tagen! Ich soll ein neues, noch nie getragenes Meßgewand anziehen. Es gleißt von Gold, und silberne Lilien sind hineingestickt.

Ein Organ verkümmert, wenn es nicht gebraucht wird. Menschen, die jahrelang nicht sprachen, verlernten den Gebrauch ihrer Zunge und wurden stumm. Gefangene, die lange an einen Pflock geschmiedet waren, vermochten sich, als sie die Freiheit erlangt hatten, nicht mehr zu bewegen. Und ich sage, wenn man das Leid gefesselt hat, wird es das Gehen verlernen. Und *wie* man es fesselt, weiß ich, deshalb besitze ich das Geheimnis, die Menschheit zum Glücke zu führen.

Blüht nicht das Meer mit seinen Perlenwäldern für *sie*? Grünen nicht die Felder, um *ihren* Füßen ein weicher Teppich zu sein? Sprudeln nicht die Quellen für *sie*? Wandeln nicht Tiere auf fetten Weiden für *sie*? Klingen die Kehlen junger Vögel nicht für *sie*? Wenn *sie* nicht da sind, verkümmerst du, Erde. Dein vornehmstes

Organ, der Mensch, ists, der deinen Herzschlag ermöglicht, der deine Säfte bewegt, mischt, zu treibender Kraft bringt. Wenn er aufhört durch deinen Gebärungsdrang zu leiden, wirst du diesen verlieren, glaube es mir! Und du wirst wie ein gebändigtes Kind in die Arme deiner großen Mutter, der Sonne, zurückkehren.

Ueber dem Blau des Himmels liegen weiße Schimmer gebreitet. Die Luft zittert über den Feldern. Die Gräser und Blumen neigen die Häupter in geheimnisvoller Demut.

Noch eine Woche!

Ja gewiß sind wir Staub. Jeder Einzelne ist nicht mehr als ein Staubkorn. Zusammengenommen aber bilden wir die Menschheit, ein Riesengebirge. Wenn wir nun einig sind und dieser gewaltige Berg in *einer* Farbe strahlt, in *einen* Willen sich kleidet, dann ist er nicht als gering zu verachten, Brüder. Dann ist er sogar so mächtig, daß er der Erde Gesetze zu diktieren vermag. Dann sehen uns Christi Augen. Und er weiß, daß er nicht vergeblich gestorben ist. Denn – habt ihr es noch nicht erkannt? sein vornehmstes Wollen galt unserer Einigkeit. Weshalb hätte er uns aber einig wünschen sollen, wenn nicht zu dem Zweck, den ich erkannt habe?

Die Suggestion ist eine entsetzliche Macht! Ihr Thoren, die ihr die Grenzen ihrer Möglichkeiten nicht kennt. Sie kann – epidemisch wirken. Sie ist das Wunder Christi. Aber nur der Weise versteht sie zu gebrauchen. Und ein Glück ist das. Herr, alles was ich besitze, habe ich von dir empfangen.

Noch drei Tage! Man erwartet den Generalvicar. Alle Brüder haben zu thun, sich und das Kloster auf seine Ankunft vorzubereiten. Mich läßt man gehen. Wohl euch!

Gestern, als ich sprach, fiel ich plötzlich mit dem Gesicht auf die Erde und konnte die längste Zeit nicht erwachen. Als ich dann die Augen aufschlug – Herr, ich beuge mich in den Staub vor Dir! Jubel, Jubel! Deine Hochzeitsnacht, meine Seele, naht! Du weichst

nicht vom FuÙe des Kreuzes, des ungeheuern, dessen Spitze in unsichtbaren Horizonten ruht, dessen Arme alle Sphären umfassen.

Ich lag auf der Erde und streichelte sie. An meinen vom Nachthau genetzten Fingern krochen winzige Leben hin und flüchteten in die Ärmel meines Kleides. Verzeih mir Gott, daß ich weinte! Ich drückte meine Lippen auf deinen Leib, Erde. Und sie waren von Krümchen und Fasern und winzigen Pflanzenfäden bedeckt, als ich sie erhob. So küssest du wieder – tropfend von Leben, immer willig zu verschwenden ...

In weiter Mitternacht allein. Vor mir das Kreuz Christi über den dunklen Nachthimmel gestreckt. Ein raunendes Wehen geht durch die Luft. Herr, Herr, ich fürchte mich! Muß ich, Sohn Gottes? Giebts keinen andern Weg, dem Elend zu helfen? O Jesu, erbarme dich meiner! Diese Schweißtropfen, die ich jetzt vergieÙe, hast auch du einst vergossen. Auch du hast die Gräser umklammert mit deinen frierenden Händen in jener Nacht am Ölberg. Auch du hast geächzt unter der Todesahnung. Auch du drücktest dein weinendes Haupt auf den steinigen Boden, und niemand hat es aufgehoben. Der Vater: der Wille, schwieg. Und der Sohn gehorchte. Meine Zähne schlagen im Fieber gegeneinander. Mein Haar klebt in nassen Büscheln um meine Stirn. Jesus Christus, in deinem Namen! Ich erhebe mich. Und nun schreite ich in der Nacht dahin, dem Morgen zu. Ich brauche nur noch weiÙe Blumen. WeiÙe Blumen ... Die Mauern der Kirche ragen in die dunkle Luft. Mein goldenes Festkleid für morgen liegt in der Sakristei bereit. Meine Schultern werden ein fürstlicheres tragen. Ruhig, ruhig Herz! Im Osten – o Jesus Christus, das ist der Tag! Auf, auf, dem Licht entgegen! ...

Hier schließen die Aufzeichnungen des Fraters Udo. Ich, Pater Ansgar Clée, aus dem Orden der Prediger, setze sie auf Befehl unseres Priors fort. Ich war Udos Jugendgespieler und Freund. Deshalb

hat man mich mit diesem Amt betraut. Ich erzähle hier nur, was ich mit eigenen Augen gesehen ...

Ein herrlicher Morgen war angebrochen. Wir alle waren voll froher Erwartung und Festesfreude. Um neun Uhr sollte seine erste heilige Messe gefeiert werden, zu der sogar der hochwürdige Generalvicar aus Rom erschienen war. Als es Zeit zum Ankleiden war und er noch immer nicht in der Sakristei erschien, ging man auf seine Zelle, ihn zu holen. Man dachte sich ihn im Gebet versunken. Er war nicht oben. Man ging nach dem Chor; auch da war er nicht. Man suchte im Garten; vergebens. Währenddem begann der Meßner die Glocken zu läuten und hunderte von Wachskerzen zu entzünden. Nun bekam man Angst, daß ihm etwas zugestoßen wäre. Ein Teil der Brüder eilte in den nahen Wald, ein anderer suchte in Haus und Gängen nach ihm. Mich erfaßte eine dunkle Ahnung. Ich eilte den Weg ins Thal hinab. Auf dem etwas erhöhten Platz vor der Kirche im Dorf –

Ich mußte abbrechen, denn meine Hand hat zu zittern begonnen. – Auf dem Platz vor der Kirche steht er. Udo? Ach, ein in weiße Gewänder gehülltes Etwas, das kein Mensch mehr ist. Eine Haut, dünn wie ein schneeiger Schleier überzieht die Umrisse eines Kopfes, dessen silbernes Haar zu leuchten scheint. Aus diesem Kopfe blicken zwei Augen ... Tödlicher Zauber geht von dieser weißen Gestalt aus, sinnverwirrender Zauber. Ich habe nie vorher so berückende Schönheit in einem Menschenleibe gesehen. Er gleicht einer schlank emporgeschossenen Giftblume, die Allen Tod bringt, die ihr nahen. Eben als ich mir durch die tausendköpfige Menge, die ihn umgiebt, einen Weg bahnen will, erhebt er den Arm und schleudert eine mit weißen Blüten umwundene Fackel in die Luft. Das ist das Zeichen. Ein Jubelruf ertönt, ein Kriegsgeschrei. Hunderte brennender Fackeln fliegen auf die Strohdächer, in die Hütten. Im Nu ist das Dorf in ein Flammenmeer gehüllt. Die Kirche schlägt in heller Lohe auf. Ich sehe, wie er sich lächelnd in

die Feuer stürzt, wie sein weißes Gewand sich vergoldet, wie brennende Menschen mit ausgestreckten Armen über die Felder hinführen und niederstürzen. Mit wankenden Knien flüchte ich mich auf unsern Hügel. Da dringen mir aus allen Richtungen der nahen und fernen Thäler goldene Rauchwolken entgegen. Die nächsten Ortschaften brennen, die Wälder brennen, aus den Schluchten steigen Feuersäulen auf. Die Hügel legen rote Gewänder an und der Schnee auf den höchsten Bergen beginnt in purpurnen Glut zu schmelzen. Er hat das Leben vertilgen wollen, der Unglückliche. Der Herr sei ihm gnädig! Unser Kloster ist gerettet. Aber das Unglück ringsum ist unbeschreiblich. Über zwölf Ortschaften sind von den Flammen vernichtet. Er hat klug gerechnet gehabt. Die Suggestion wirkte hier in der That epidemisch. Ein Rausch, ein Todesrausch hatte diese Leute ergriffen. Einer steckte den Andern mit seinem Wahnsinn an. Wer weiß, welcher unermesslicher Schaden, welcher noch weit unermesslicher hätte entstehen können, wenn dieses Flammenfieber sich nicht an den Mauern der nächsten großen Stadt gebrochen hätte. Dort erlosch es. Dort wurde es ohnmächtig. Dort siegte die Vernunft. *Damit* hatte er zu rechnen vergessen. Seine Aufzeichnungen liegen im Archiv unseres Klosters. Gott sei seiner armen Seele gnädig!

P. Ansgar. *M. d. P. O.*

Fünfzig Jahre später.

Auf den verkohlten Stätten haben sich neue Ortschaften erhoben. Die Felder tragen gute Frucht und die Menschen sind fleißig und schauen voll Hoffnung der Zukunft entgegen. Unser Kloster blüht. Möge der Herr uns auch ferner seinen Schutz angedeihen lassen!

Pater Konstantin, Prior. *M. d. P. O.*

Kind Gottes

Es war im Lüneburger Haideland.

Weit wölbte sich der Himmel über dem braunroten Boden wie eine ungeheure, schützend ausgebreitete Hand. Dunkelgrüne Eschengruppen, die hie und da die einförmige Fläche unterbrachen, verbargen in ihren Schatten kleine, wunderliche, strohgedeckte Häuser. Vor diesen Gelassen, die man kaum Nachbarhäuser nennen konnte, weil sie so weit von einander entfernt lagen, saß die Einsamkeit und spielte auf unsichtbarer Laute ihr großes geheimnisvolles Lied. Die rüstigen Arbeiter in der Mitte des Lebens, die zusehen mußten, Kisten und Truhen zu füllen, und gruben und harkten und schnitzten, hatten nicht Muße, darauf zu lauschen. Aber die Greise und Kinder, die unthätig vor den Hütten saßen, die vernahmen es und bogen die Köpfe vor wie Horchende und verloren ihre Seelen in der Unermeßlichkeit dieses Himmels.

Eine dieser weltfernen Niederlassungen beherbergte nebst einer bejahrten Familie, deren Kinder schon längst ausgeflogen waren, eine Frau und einen Knaben. Er war nicht ihr eigener; sie hatte ihn angenommen, damit sie einen Sohn und er eine Mutter habe. Später merkte sie, daß sie ihn doch nicht so lieb haben konnte, wie sie es gewünscht hätte.

Um sich aber immer zu erinnern, daß er, der Vater- und Mutterlose, besonderer Güte und Sorgfalt verdiene, rief sie ihn anstatt nach seinem Namen: Kind Gottes.

In seinem vierten Jahre erkrankte der Junge. Er verlor sein pralles Kindergesicht und erhielt sonderbare alte Züge. Auch sein körperliches Gewicht nahm ab. Ein Doktor, den die Frau einmal von weither holte, meinte, indem er den Knaben betrachtete, er hätte wohl die »Auszehrung«. So glänzende, kluge Augen, mit

allerlei Geheimnisvollem darin, bekämen die Kinder, die an der Auszehrung stürben. Und sie sollte ihn nur ruhig liegen lassen und hübsch warm halten, weiter gäbe es da nichts zu thun.

Sie ließ ihn ruhig, ganz ruhig in der kleinen Kammer liegen, stellte ihm ein Schüsselchen Milch ans Bett und ging ihrer Arbeit nach.

Er weinte nicht, wurde nicht ungeduldig. Er sah mit seinen großen, glänzenden Augen immer aufs Fenster. Eigentlich sah er da nicht viel, denn die dichtbelaubten Bäume ließen nicht das kleinste Stück Himmel sichtbar werden. Manchmal kam eine Biene oder ein Schmetterling hereingeflogen, oder ein Vogel sang in leisen Flüstertönen draußen im heimlichen Laubgezweig von etwas Wundersüßem, das in der Welt war ... Dann lächelte der Junge. Er wurde alle Tage wissender und klüger und bekam hellsehende Augen. Und sein kleines Herz begann mit jeder Stunde schneller und schneller zu klopfen.

Eines Tages stand die Frau lange vor seinem Bette und sah ihn an. Er wollte ihr gar nicht mehr gefallen. Aus seinen strahlenden Augen schienen Engel zu lachen, und im Zimmer rauschte es wie nahende Gewande. Aber sie konnte nicht bei dem kleinen Kranken bleiben. Es war Herbst, und die letzten Kartoffeln mußten ausgenommen werden. Sie deckte das Kind gut zu, daß kein Luftzug und kein Lichtstrahl sein kleines heißes Gesicht berühren konnte; dann entfernte sie sich seufzend.

Draußen traf sie den alten Schäfer.

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm.

»Wenn ihr 'mal vorbeikommt, seht doch nach dem Jungen. Ich bliebe gern bei ihm, aber ich kann nicht, ich muß aufs Feld.«

Der Alte versprach es. Dann und wann, wenn seine Schafe in der Nähe grasten, öffnete er die niedere Stubenthür und trat in die Kammer zu dem kranken Kinde. Der Kleine sah ihm freundlich entgegen. Er freute sich, daß jemand zu ihm kam. Er begann mit

feberhaftem Eifer allerlei Fragen an den Alten zu stellen. Der kauerte sich auf dem Bettrand nieder, stopfte seine Pfeife und dampfte und erzählte. Er war vor einem halben Jahrhundert Soldat gewesen und hatte allerlei durchgemacht. Wohl an tausendmale hatte er alle seine Erlebnisse und Abenteuer Freunden und Bekannten im Krug erzählt; zuletzt mochten sie nicht mehr hören.

Da schwieg er denn und steckte die Pfeife zwischen die Lippen. Jahre waren dahingegangen, seit er mit den Schafen auf die einsamen Halden zog und fast mit niemandem mehr sprach. Nun beehrte ihn plötzlich Einer zu hören. Er suchte in den entlegensten Ecken seines alten Gedächtnisses und entdeckte allerlei Seltsames. Er wußte nicht mehr, hatte er es erlebt oder nur geträumt. Aber er erzählte. Von langen Wanderungen an der See und übers Hochgebirge erzählte er, von schnaubenden Rossen, die über Leichen hinwegjagten, von schönen jungen Kriegern mit wehenden Federbüschen. Und der Knabe lauschte mit halbgeöffneten Lippen und großen, leuchtenden Augen.

Einmal sagte er: »Sarne, was ist das: ein Hochgebirge?« Der alte Schäfer sah vor sich hin und meinte dann langsam: »Das sind Berge, die mitten in den Himmel hineinragen und an denen die Wolken sich spießen, wenn sie drüber hinweggleiten wollen.«

Mitten in den Himmel hinein! An diesem Nachmittag sprach der Junge kein Wort mehr.

Auch hörte er kaum, was der Alte ihm noch alles erzählte. Er sah immer mit seinen großen Augen auf die kahle weiße Wand seinem Bette gegenüber. Abends, als die Pflegemutter zurückkehrte, sagte er: »Du Mutter, ich möcht' wohl ein Hochgebirge sehen.« Die Frau sah ihn bekümmert an. Er phantasierte. Nun würde er gewiß bald sterben. »Das Hochgebirge kann keiner von uns hier sehen«, sagte sie und ging an ihren Herd. Der kleine Knabe murmelte still vor sich hin: »Warum nur nicht?« Er glaubte es nicht, daß man etwas,

das man sehen wollte, nicht sehen konnte. In der Nacht träumte er wunderliche Träume und redete im Schlaf.

Einmal sagte Sarne zu der Frau: »Warum nimmst du ihn denn nicht mit aufs Feld? Sterben muß er ja doch bald. Im Flur steht der kleine hölzerne Wagen, mit dem er früher immer gespielt hat. Setz ihn da hinein und nimm ihn mit dir. Er ist ja jetzt so klein und leicht geworden und geht gewiß in das Wäglein.«

Die Frau in ihrer weiblichen Zaghaftigkeit wagte nicht, Sarnes Rat zu befolgen.

Da einmal, als sie wieder draußen war, nahm der Schäfer das Kind, wickelte es gut in eine Decke ein, setzte es in das Wäglein und schob es hinaus ins Freie.

Der Kleine jauchzte vor Lust. Seine Augen wurden noch einmal so groß und weit. Aber plötzlich verstummte sein Jubel. Ringsum die unermessliche Haide mit ihrem braunroten Boden. Im Westen aber, was war das? Seine Blicke starrten wie trunken auf das Bild.

Ein zerklüftetes, weit übereinandergetürmtes Gebirge scheint dort aus der Erde gewachsen zu sein. Seine Zacken und Zinnen brennen feurig, als ob sie sich an der Sonne entzündet hätten, in-deß das Massiv tief unten in dunkelblauen Tinten leuchtet.

»Da ist es ja« stammelt der Junge und deutet mit dem Finger hinüber, »da ist es ja, Hochgebirge, Hochgebirge! ... Ich möchte wohl dorthin können, aber es ist weit, weit ... vielleicht gar schon auf einem andern Weltteil.« ... Der Schäfer blickt auf die lohende Wolkenwand und spricht kein Wort.

Später ließ sich das Kind ruhig nach Hause fahren. Ein leises triumphierendes Lächeln lag um seine Lippen. Es hatte gesehen, was es ersehnte.

Etliche Tage später – sie konnten nicht aufs Feld hinaus, weil ein gewaltiger Sturm draußen brauste – erzählte Sarne von einer großen Schlacht und den tapferen Generälen und dem König, wie er ihm, dem Schäfer Sarne, die Hand geschüttelt und ihm gedankt

habe, daß er mitgeholfen, das Vaterland zu retten. Der kleine Kranke legte sein Händchen auf den Arm des Erzählers.

»Du, was ist denn das: ein König?«

»Ein König ist ganz voll goldener Sterne, und auf dem Haupte trägt er eine Goldkrone.« Und der Alte setzte noch allerlei Wunderliches hinzu.

Als die Mutter heimkam, sagte der Junge zu ihr: »Ich möchte wohl einen König sehen.« Sie legte die Hand auf seine brennende Stirn.

Er schob sie sanft von sich. »Du, kannst du mir keinen König zeigen? ich möchte so gerne einen sehen.« Die Frau sagte ruhig: »Ich will dir Zucker in die Milch thun. Könige giebts nicht in unserer Gegend.« Nun stirbt er sicher bald, dachte sie traurig, und ein Stück Zucker mehr oder weniger macht nichts aus.

Und sie reichte ihm die süße Milch hin.

Er wies sie fort und lächelte heimlich.

Dann kam die Nacht. Die Frau, müde von der angestrengten Arbeit, schlief immer sehr fest und hörte nichts im Schlaf.

Mitten in der Nacht warf sich der Sturm auf den morschen Fensterriegel und öffnete ihn. Die Fensterflügel gingen beide auf. Von den Bäumen waren die letzten Blätter abgefallen und der ganze große Himmel war sichtbar. Der Knabe, den das Geräusch aufgeweckt hatte, sah voll seligem Grauen hinaus. Ein volles goldenes Gesicht blickte durch die kahlen Baumäste herein und überflutete mit seiner Helle die ärmliche Kammer.

»Der König« lispelte das Kind und faltete die Hände. »Der König, der König. Ob er auch die Sterne hat?« Und es setzte sich spähend im Bette auf und sah in den Himmel. Und da sah es die tausend und abertausend Sterne des Königs und lachte entzückt ...

Am Morgen schloß die Frau voll Erschrecken das Fenster. Daß sie das nicht gemerkt hatte! Nun würde sich der Junge wohl zu

Tode erkältet haben. Sie legte ihm still abbittend die Hand auf den Kopf. Kind Gottes! Kind Gottes!

Als der Schäfer das nächstmal eintrat, lächelte ihm der Knabe entgegen. »Du, ich hab den König gesehen. Er war in der Nacht bei mir. Er roch so kühl und tropfte ganz von Gold. Und seine Sterne hab ich nicht zählen können.« Der Schäfer nickte. »Kann wohl sein, kann wohl sein.«

Dann vermengten sich in seinem alten Gedächtnis Traum und Wirklichkeit, und er begann zu erzählen.

Natürlich stand er wieder auf dem Schlachtfeld. Wo die Engel Gottes, die barmherzigen Schwestern, den Verwundeten und Sterbenden Linderung brachten. Wo sie ihnen mit weißen zarten Händen die roten Wunden auswuschen und das Kreuz auf die Lippen legten.... Diese gnädige, große Liebe! O, manch eine Mutter sei vor einer dieser schlichten, schwarzgekleideten Gestalten hingekniet und habe ihre Hände geküßt. Ja, im Kriege da ginge sie umher, suchend, immer suchend: die Liebe. Und sie fände auch genug, überreichlich fände sie ...

Der Knabe hielt den Atem an. »Was ist denn die Liebe?«

»Ja, ja« wiederholte der Schäfer wie geistesabwesend und versank in Brüten.

Aber der Junge ließ nicht nach. Immerfort murmelte er: »Liebe, Liebe! Du, wo ist sie denn? Wie sieht sie denn aus? Trägt sie auch eine goldene Krone wie der König?«

Sarne schüttelte nur immer den Kopf, er wußte nichts zu entgegnen. Er hatte vergessen, wovon er gesprochen, und das Wort des Kindes schlug wie ein fremder Laut an sein Ohr.

Der Knabe aber beharrte bei seiner Frage. »Du, sag doch, was ist das: Liebe?« flüsterte er, die Hand seiner Pflegemutter ergreifend.

Die Frau stutzte, sah ihn groß an und wandte sich dann ab, um die Thränen zu verbergen, die ihr in die Augen traten. Sie blieb die Antwort schuldig.

Doch der Junge hatte das aufsteigende Naß in ihren Augen bemerkt. Noch niemals hatte er die harte ernste Frau weinen sehen. Was mochte wohl dieses Wort bedeuten? Seine Augen bohrten sich sinnend in das bläßliche Firmament, das zum Fenster hereinsah. Und er erinnerte sich einer merkwürdigen Geschichte, die der alte Schäfer ihm einstmals erzählt hatte.

Es kam ein Geheimnis in ihr vor, das kein Mensch auflösen konnte. In dem Knaben begannen die wunderlichsten Vorstellungen zu erwachen. Ueber Alles, was ihn bewegte, hatte er noch Aufklärung erhalten, warum grade über dies nicht? Warum hatte die Mutter zu weinen und der Alte zu schweigen begonnen, als er es aussprach?

Liebe! Liebe!

In der Nacht erwachte er plötzlich und setzte sich auf. Es war ihm so wunderbar. Er hörte Glocken klingen und der Atem wollte ihm schier vergehen vor dem Wehen der zahllosen weißen Flügel, die durchs Zimmer schwirrten.

Wem gehörten sie alle diese schmalen, hohen, schneeigen Schwingen? Ein kühler Wind entsprang ihrer Bewegung. Das Kind schaute und schaute. Dann legte es die Hand auf die Schulter der schlafenden Mutter. »Warum läuten die Glocken? Warum sind alle diese Flügel geöffnet?« Aber die Mutter gab keine Antwort, sie schlief weiter. Mit einemale kniete der Knabe im Bett auf und breitete die Arme nach Etwas aus. »Das ist sie, das ist sie ...!«

Die Frau fuhr erschreckt empor und sah ihn lächelnd zurücksinken.

»Nimm ihn gnädig auf, Herr Jesu Christ« sagte sie und faltete die Hände ...